Der einsame König.

Ein Lebens- und Charakterbild.

Nach authentischen Quellen

von

K. v. R.

Vierte, neu bearbeitete Auflage.

Berlin 1886.
Druck und Verlag von C. O. Knorr.
N., Borsigstr. 17.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

In hehrer Einsamkeit.

Majestätische Ruhe lagert auf dem vom Mondenlicht strahlenden Spiegel des Hochlandsee's. Der milden Julinacht linder Athemzug vermag die Fluth nicht zu bewegen. Kein Nachen durchfurcht das flüssige Gefilde, in dem allein des Himmels ewige Gestirne und uralter, am Gestade Wacht haltender Baumriesen dunkle Häupter sich bespiegeln; kein Ruderschlag unterbricht die mitternächtliche Stille. Nur das schmelzende Lied einer einsamen Nachtigall zittert, wehmüthige Gefühle erweckend, aus dem Ufergebüsch leise klagend über den See dahin. Ruft Philomele verlorenes Glück zurück, oder sehnt sie sich nach einem noch nicht gekosteten, in der Tiefe ihrer weichen Seele geahnten?

Selene spottet ihrer: „Arme, schwärmende Thörin! Wo weilt das Glück? Von eurer armseligen Erde schwand es ja längst auf Nimmerwiederkehr. Hier oben bei den seligen Göttern wohnt es allein, sich in des Himmels ewigem Lichte sonnend.

Schwinge dich auf, Frau Nachtigall!
Entflieh der Welt und ihrer Qual!
Die gold'ne Frucht am Lebensbaum,
Sie winkt euch Armen nur im Traum." — —

Philomele verstummt in unbefriedigtem Sehnen. Der Odem Gottes weht über dem Wasser.

Da rauscht es heran, leise, gelind, wie wenn der Wind ein Aehrenfeld bewegt; vor dem goldglänzenden Schiffskiel spaltet sich die Fluth geräuschlos; scheinbar von Geisterhänden gelenkt, fliegt schwanengleich der königliche Dampfer daher; von wannen er kam, wer weiß es? Der Nacht flüchtigem Traumbild ähnlich, räthselhaft wie des Fliegenden Holländers schwarzes Gespensterschiff ist er wieder verschwunden. Hinter ihm her flüstern die leichten Wellen sich heimliche Geschichten zu von Liebeslust und Liebesleid längst verflossener Zeiten; dann verstummen auch sie, bewegungslos schlummert der See, und nur im Schilf des Gestades wispern verstohlen die Nixen.

Auf dem Verdeck des Dampfers vorn am Kiel steht unbeweglich die majestätische Gestalt des einsamen Königs.

Keine Miene zuckt in dem stillen, marmorgleichen Antlitz; in dem dunklen, geistvollen Auge glüht es nicht auf von freudiger Ueberraschung, nicht einmal von Zufriedenheit, wie sich jetzt plötzlich ein Zauberschloß von märchenhafter Pracht aus den goldstrahlenden Wogen erhebt; ruhig prüfend, fast gleichgültig schweift der Blick über den gigantischen Königsbau dahin, den sein mächtiger Wille vor kurzem aus dem Nichts hervorgerufen, und in dem auf einmal blitzähnlich alle Fenster von einem das Innere durchfluthenden Lichtmeere wiederstrahlen.

Mit einer leichten Wendung schwebt das Schiff der Landungsstelle zu und legt sich dort ruhig vor Anker. Ohne Geräusch senkt sich die sammetbeschlagene Brücke herab; schweigend schreitet der jugendliche König darüber hin zum Lande, schweigend ersteigt er die breiten Granitstufen der Terrasse und die weiß schimmernde Marmor-Freitreppe, welche zu den mächtig gewölbten Portalen des Schlosses hinaufführt.

Von selbst öffnen sich die goldenen Gitterthore des

Mittelportals und schließen sich, nachdem der Herrscher eingetreten, von keines Menschen Hand berührt. Tageshelle erleuchtet das prächtige Vestibül; in klassischer Ruhe und Schönheit empfangen hier die Götter Griechenlands den seltenen Gast, der sie kaum seiner Beachtung würdigt; die darob zürnenden Blicke der verführerisch schönen Venus Amathusia beantwortet Hermes mit spöttischem, schadenfrohem Lächeln, Vater Zeus schüttelt leicht die ambrosischen Locken, und Apollo betrachtet den Vorüberwandelnden voll göttlicher Traurigkeit und tiefen Mitgefühls, während seine jungfräuliche Schwester ihr glänzendes Auge in seelischer Befriedigung auf der hohen Gestalt ihres Lieblings ruhen läßt.

Inzwischen hat dieser die prangende Halle durchmessen und die prachtvolle, zu den Königszimmern emporleitende Marmortreppe erstiegen. Vor der in überreicher Vergoldung funkelnden Flügelthür zögert sein Fuß einen Augenblick, und sein bleiches Antlitz verdüstert sich. „Immer noch Schatten!" murmelt er mit einem flüchtigen Seitenblick; da öffnen sich weit die goldenen Thore und ein feenhaftes Lichtmeer wogt dem König entgegen.

Wie wenn am heiligen Weihnachtsabend die Kinder in dunkler Kammer dem Kommen des Christkindes in athemloser Spannung entgegenharren, und wie sie dann, wenn plötzlich die Thüren sich öffnen, fast geblendet von dem hundertfachen Lichte der Weihnachtskerzen, stumm staunend nicht näher zu treten wagen, sondern ergriffen in die Flammen starren, so überstrahlt die jetzt einherfluthende Lichtfülle die des Vestibüls, welche den einsamen Wanderer bisher umgab.

Zweiundsiebenzig goldenen Kronleuchtern entströmt der überirdische Glanz in Tausenden von Flammen, die wiederum tausendfach von den die ganze Höhe der Wände bedeckenden Spiegeln und Marmorbekleidungen der Galerie zurückgeworfen werden, die der Schöpfer aller dieser Pracht und

Herrlichkeit langsamen Schrittes durchwandelt. Milde Heiterkeit leuchtet aus seinem stillen Angesicht. Der König ist zufrieden und seine auf das Höchste gerichtete Künstlerseele fühlt sich in dem Lichtmeere wohl. Vor einem der gewaltigen Rundbogenfenster in der Mitte der Galerie bleibt er stehen; ein leichter Zug an der herabhängenden goldenen Schnur läßt die weißseidenen Gardinen auseinander wallen; eine wunderbar großartige und erhabene Landschaft entrollt sich vor den Blicken des jungen Monarchen.

Über die mondlichtathmenden Gezweige der Baumkronen, über die silbernen Fluthen des See's hin schweift der Blick der großen, melancholischen Augen nach den fernen, von bläulichem Duft umflossenen Alpen, deren schneeschimmernde Häupter im rosigen Lichte der Morgenröthe glühen, und seine Lippe flüstert leise: Ῥοδοδάκτυλος Ἠώς! Was ist aller Glanz, den mein Machtspruch hervorruft, gegen dein herzerfreuendes, mildes Licht, du lieblichste der Göttinnen! Ach! könnte ich gleich jenen ewigen Himmelsträgern mein müdes Haupt in deinem Rosenschimmer baden, ich fühlte mich wohl zu Götterhöhe entzückt. Wie klein, wie unbedeutend ist doch meine Schaffenskraft gegen die deinige, Natur! Warum darf ich dem Staube abringen, was vor mir keiner vermocht, wenn die herrlichste meiner Schöpfungen von einem Mondenstrahl, von einem Streifen Morgenröthe überflügelt wird? O Natur, könnte ich dich erreichen! Immer nur Nachahmer sein zu dürfen, stets die Verwirklichung der erhabensten Gedanken der Menschenseele in den Fesseln der Materie zu wissen, trauriges Schicksal, du Menschenschicksal!"

Langsam zieht eine dunkle Wolke an des Mondes glänzender Scheibe vorüber. Seufzend läßt der König den Arm sinken und die Gardinen wieder zusammenwallen. Tief in Gedanken versinkend schreitet er schweigend durch die hohen,

einsamen Gemächer dahin, ihre unsagbare Herrlichkeit kaum flüchtigen Blickes streifend.

In seinem Arbeitszimmer verweilt er einige Minuten. Auf dem kunstreich geschnitzten Schreibtische steht ein kleines Oelgemälde, eine liebliche Erinnerung an die lichten Tage der Kindheit des einsamen Denkers. Zu kurzer Rast läßt sich der König in den goldgestickten Sessel nieder, stützt das dunkelgelockte Haupt in die weiße Hand und gedenkt wehmüthig lächelnd der Vergangenheit. Nach einiger Zeit richtet er sich empor; seine Rechte ergreift den goldenen Federhalter und auf dem vor ihm liegenden Blatt Papier erscheinen die Strophen:

Wenn wir das Knabenalter überwunden,
Ist uns die Welt so weit, so weit und offen;
Wir dünken Wesen uns aus Götterstoffen,
Wenn von des Priesters Leitung wir entbunden.

In süßem Wahn enteilen uns die Stunden,
Und weil Enttäuschung uns noch nicht betroffen,
Beginnen wir Unendliches zu hoffen,
Zu finden, was Jahrtausend' nicht gefunden.

Doch bald nur müssen wir es schmerzlich merken,
Wie vieles lähmt des Geistes Adlerschwingen,
Die sich geregt zum Flug nach hohen Werken.

Wir können ins Unendliche nicht dringen
Und streben nun mit allen unsern Stärken,
Im Endlichen es möglichst weit zu bringen. — —

Ein Druck auf einen kleinen Knopf — — das Blatt ist verschwunden.

Der einsame König erhebt sich, um weiter zu wandern. Ein Hauch des Friedens ruht auf seinem stillen Antlitz, wie des Mondes milder Glanz auf dem unbewegten Spiegel des

einsamen Waldsee's. Ein hohes, domähnliches Gemach nimmt den jugendlichen Herrscher auf. Die Empfindung der Gottesnähe erweckt aber nur der Raum an sich; die großartig luxuriöse Ausstattung lenkt den zum Himmel strebenden Sinn schnell zu der Erde schalen Freuden zurück. Insonderheit bewirken die alles bedeckenden Wandgemälde, welche fast durchgängig interessante Szenen aus dem Leben des frivolsten französischen Königs, Ludwigs des Vierzehnten, darstellen, daß der Blick des Beschauers befremdet den Raum durchmißt und auf einem eigenthümlichen Kunstwerk im Hintergrunde ruhen bleibt.

Hier steht, von einem goldgestickten Purpurbaldachin überragt, einem Grabmal oder Hochaltar gleichend, das Bett des einsamen Königs. Einige mit Teppichen bedeckte Marmorstufen führen hinauf. Das Ganze ist von dem übrigen Raume durch ein schwer vergoldetes Gitter abgeschlossen. Die Erklärung zu dem eigenartigen Motiv dieser Scheidung giebt ein der inneren Seite des Baldachins eingesticktes goldenes Kreuz, indem es zeigt, wie der König sich in der ihn rings umgebenden Welt irdischer Lust und übersprudelnder Genußsucht eine Stätte zu innerer Sammlung und zur Erhebung der Seele schaffen wollte, ein Heiligthum, das schon von fern das „Odi profanum vulgus et arceo“ zur Anschauung bringen sollte.

Prüfend läßt der König seinen Blick durch den Raum schweifen. Ein Schatten von Bitterkeit fliegt um seine fest geschlossenen Lippen, dann verläßt er erhobenen Hauptes sein Schlafgemach, schreitet die Marmorstufen der Treppe hinunter und, an den Göttern Griechenlands vorüber, auf die mondbeglänzte Terrasse hinaus. Ernst und ruhig steigt er die Schiffstreppe empor und begiebt sich in einem kleinen, den Anblick heiterer Pracht gewährenden Salon an die Arbeit.

Unter den Schriften, die seinen Schreibtisch bedecken, gewahrt er ein einfaches Zeitungsblatt mit folgenden schmucklosen Versen:

Das wahre Glück.

O wenn Du eine Stätte hast,
Wohin dein müdes Haupt sich legt,
Wenn eigen eine Seele dir,
Die dich nach deinem Kummer frägt,
Und wenn der Gram, der in Dir ist,
Auch eine and're Brust erreicht,
Und wenn die Ruh', die dich erfüllt,
Auch auf ein ander Herz sich neigt:

Wie ist dein Segen ohne Maß,
Wie bist du glücklich dann und reich,
O wie kommt alles Glück der Welt
Nie deiner gold'nen Perle gleich.
Wenn dieses Glück dein eigen ist,
Bewahr' es als den höchsten Schatz,
Wirf alles aus dem Herzen fort
Und räume nur für ihn den Platz.

Und wäre dein der Erde Gut,
Und keine Seele wäre dein,
Wie würdest Du bei allem Geld,
Wie arm bei allem Reichthum sein.
Wohl mancher sehnte sich danach,
Der eine halbe Welt besaß;
O wisse — Ueberglücklicher —
Es ist dein Segen ohne Maß.

Schweigend faltet der einsame König das Blatt zusammen und schließt es in eine Mappe. Keine Miene zuckt in dem stillen Antlitz, kein Aufleuchten oder Trüberwerden des Auges verräth, welche Gedanken sein Herz bewegen.

Und die heilige Nacht, die goldenen Sterne hoch oben am Firmament, die seine männliche Seele einst in schwerem Kampfe ringen, die einst den Jüngling das frühe Grab seines idealen Jugendtraumes mit glühenden Thränen bethauen sahen, sie geben keine Kunde. Die allmächtige Zeit hat wohl auch auf dieses zerrissene Herz ihren heilenden Einfluß ausgeübt; Schmerz und Zorn, sie sind wohl überwunden. — — —

Zweites Kapitel.

König und Volk.

Tiefblau und wolkenrein wölbt sich des Aethers glänzendes Gezelt über der Residenzstadt des einsamen Königs. Die Schwalben sitzen zwitschernd auf den Dächern, oder baden die sangeskundige Brust wohlgemuth in dem schimmernden Duft. Freundlich lächelt die Sonne auf eine fröhlich durch die Straßen wogende Menschenmenge hernieder. Sonntag ist es und des Königs Geburtstag. Die Postillone tragen Federbüsche auf den Hüten. Unter den Klängen der Musik ziehen die schmucken Bataillone zur großen Parade. Fahnen und Guirlanden schmücken die Häuser. In vielen Schaufenstern erblickt man das bekränzte Bild des Landesherrn. Vor dem königlichen Schlosse stehen Hunderte von treuen Landeskindern, die meist aus weiter Ferne hergekommen, stundenlang und schauen in sehnsüchtiger Erwartung zu den Fenstern der Etage empor, die der junge Fürst bei seiner Anwesenheit in der Hauptstadt bewohnt.

Wie ein Lauffeuer hatte sich in früher Morgenstunde das Gerücht verbreitet, der geliebte Landesvater sei während der verflossenen Nacht zu kurzem Aufenthalt in der Residenz eingetroffen, um einmal inmitten seiner Landeskinder den festlichen Tag zu verleben, und diese Kunde hatte die Hoffnung geboren, wenigstens ein Mal im Leben das Antlitz

des allverehrten Monarchen sehen zu dürfen. Schwerlich wird man diesem Wunsche, denjenigen einmal von Angesicht zu Angesicht zu schauen, in dessen Hände die Gottheit und der Völker stillschweigende Zustimmung die Geschicke des Vaterlandes gelegt hat, eine gewisse Berechtigung versagen, und Fürsten, welche sich außer der Treue auch die Zuneigung ihrer Unterthanen erhalten wollen, verweigern diesem Wunsche ohne triftige Gründe selten die Erfüllung, suchen ihm vielmehr durch häufigen, ungezwungenen Verkehr mit ihrem Volke gerecht zu werden. Wissen sie doch, daß nicht mehr sklavische Furcht und das Gefühl der Ohnmacht, sondern persönliche Liebe des freien Mannes den Herrscherthron wie Fels im Meere gründet.

Der König ist nun ein großer Freund der Einsamkeit und des Sichvertiefens in die Welt des Guten, Schönen und Idealen. Aber obwohl man das überall im Lande weiß, wünscht man doch ein öfteres Heraustreten des Landesvaters aus seinem abgeschlossenen Gelehrtenleben, weil man die Gründe seiner Weltflucht nicht kennt; weil dieser Wunsch selten erfüllt wird, darum fällt gerade an dem Jubeltage des Landes sowohl im engeren Familienkreise als auch in geselligen Vereinigungen beim Glase Wein oder Bier manches harte und ungerechte Wort über den einsamen Denker, von dem man fälschlicher Weise meint, die Liebe seiner Landeskinder sei ihm gleichgültig oder unangenehm.

Auch heute wieder enteilen die Stunden des Vormittags, die Sonne steht hoch im Zenith! aber die weißseidenen Vorhänge an den Fenstern der Königszimmer bleiben geschlossen. Enttäuscht, theilweise grollend und verbittert ziehen die Schaaren von dannen. Das Gerücht war ein falsches gewesen; denn der König verlebt seinen Namenstag in ländlicher Zurückgezogenheit; aber wie sehr er ihn geistig mit seinem geliebten Volke feiert, davon legt die Fülle von

Gnadenerweisungen, Straferlassungen und Wohlthaten beredtes Zeugniß ab, welche den Beginn eines neuen Lebensjahres des verehrten Monarchen in wahrhaft königlicher Weise einleiten.

In einem der besuchtesten Restaurants der inneren Stadt war eine fröhliche Gesellschaft von Musensöhnen aus den verschiedensten Theilen der Monarchie zum gemeinsamen Trinkgelage versammelt. Das Gespräch drehte sich auch hier, wie überall an diesem Tage, um die Person und das einsiedlerische Leben des jugendlichen Herrschers. Was ein Jeder wußte, wurde freimüthig erzählt und mancher schöne Zug von Edelsinn und Leutseligkeit zur allgemeinen Kenntniß gebracht. Insonderheit geschah der Liebenswürdigkeit des Königs im Verkehr mit einfachen Naturkindern, deren es namentlich im Gebirge noch eine ganze Menge giebt, mehrfach rühmend Erwähnung und zerstreute das bisher gehegte Vorurtheil von der Menschenfeindschaft des einsiedlerischen Monarchen.

Unter anderen war das romantisch am See von S... gelegene Dörfchen A... der Schauplatz einer liebenswürdigen That des jungen Fürsten. Auf seinen einsamen Spazierfahrten pflegte derselbe an dem Häuschen eines biederen Schuhmachermeisters vorüberzukommen, den er oft mit der Pflege seines kleinen Blumengärtchens vor der Thür beschäftigt fand. Doch schien der Erfolg seiner Mühen den Meister nicht recht zu befriedigen, denn häufig stand er mit kummervollen Mienen vor einem Strauch weißer Lilien, deren Kultur ihm ganz besonders am Herzen lag. Eines Tages nun ließ der König, der die Ursache des Kummers jenes Zunftgenossen des Hans Sachs zu erfahren wünschte, seinen Wagen am Eingange des Dörfchens halten, stieg aus und schritt die Dorfstraße hinunter. Vor dem Gärtchen des Meisters blieb er stehen und schaute dem fleißigen Manne

ein Weilchen zu. „Heda, Meister," redete er diesen an, „die Lilienzucht will wohl nicht recht vorwärts gehen?"

„Ach nein, Herr!" antwortete dieser betrübt; „seit fünf Jahren schon scheue ich weder Kosten noch Mühen, um meinen sehnlichen Wunsch, eine vollkommen weiße Lilie zu erzielen, verwirklicht zu sehen; aber der grüne Schatten will nicht weichen. Könnte ich nur ein einziges Mal in den königlichen Park! Da sollen herrliche weiße Lilien stehen!"

„Das würde Ihnen doch wenig nützen, Meister," versetzte der König. „Denn einen Strauch zu entwenden dürften Sie doch wohl weder die Absicht noch die Gelegenheit haben."

„Ach, bester Herr, wo denken Sie hin!" rief der biedere Meister ganz entrüstet. „Wie könnte ich mich an meines theuren Königs Eigenthum vergreifen wollen! Nein, nur ein einziges Mal sehen möchte ich die schönste der Blumen in ihrer ganzen Pracht und Vollkommenheit."

„Nun, dazu könnte Rath werden," sprach der König freundlich lächelnd. „Der Hofgärtner ist ein guter Bekannter von mir. Ich werde für Sie ein gutes Wort bei ihm einlegen."

„Ach, liebster, bester Herr!" rief der Meister freudestrahlend; „wenn Sie das wollten, wie gern würde ich Ihnen ein Paar neue Stiefel umsonst anfertigen!"

„Laßt es nur gut sein, Meister," versetzte der König lächelnd. „Den kleinen Dienst erweise ich Ihnen gern auch ohne Gratifikation." Und freundlich nickend entfernte sich der Monarch.

Am nächsten Tage überbrachte ein königlicher Diener dem vor Staunen sprachlosen Glücklichen einen prachtvoll blühenden Strauch weißer Lilien als — ein Geschenk des Königs. —

Solcher reizenden Geschichten erzählte man mehrere aus

der Umgebung von B. Alle bewiesen aber, daß es stets ungekünstelte, natürliche Menschenkinder waren, die sich der Gunst des Königs erfreuen durften. Derselbe bezeigte in der Beurtheilung der Menschen einen ungemeinen Scharfblick, der indessen weniger das Resultat langjähriger Beobachtung des menschlichen Thuns und Treibens, als vielmehr die Folge außerordentlicher Zartheit der Empfindungen ist, welche ihren Ursprung in dem beständigen Verkehr mit den Werken unserer großen klassischen Dichter hat.

Wer einmal die seltene Gelegenheit gehabt, in das stille, ernste Antlitz, in die großen, seelenvollen Augen des einsamen Königs zu schauen, dem ward es auch zur Gewißheit, daß dieser Mann wohl verachten, aber nicht hassen kann, und daß der Grundzug seines Wesens eine ihn selbst befriedigende Liebe zu allem Guten und Schönen und darum auch zu allen einfachen, aufrichtigen und treuherzigen Menschen ist. —

Unter solchen Gesprächen brachten die jungen Leute den Abend hin.

Als sie sich gegen Mitternacht zum Aufbruch erhoben, trat ein hagerer, schwarzlockiger Jüngling, der an einem benachbarten Tische der Unterhaltung ein aufmerksames Gehör geschenkt hatte, auf den Musensohn zu, welcher die Liliengeschichte erzählt hatte, und sprach: „Mein Herr, gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Bruno Waller, Kandidat der Philologie und Theologie.“

„Sehr angenehm“, versetzte der Angeredete; „mein Name ist Baron von G..., Student der Medizin. Darf ich vielleicht erfahren, was mir die Ehre verschafft — —“

„Sie erzählten vorhin eine reizende kleine Episode aus dem Privatleben des mir bisher räthselhaften Monarchen, die mein ohnehin reges Interesse für denselben auf das Höchste gespannt hat. Würden Sie vielleicht die Güte

haben, mir gelegentlich einige Fragen über ihn zu beantworten?"

„Sehr gern, wenn es in meiner Macht steht," versetzte der Baron. „Belieben Sie mir nur Ihre werthe Adresse zu überlassen."

Bruno überreichte seine Karte und empfahl sich. Als er bald darauf über den stillen Schloßplatz schritt, blickte er zu den Fenstern der Königszimmer empor und murmelte: „Edler Mann, welcher Sturm mag die Blüthen deiner Jugend zerstört haben? Ward auch dein Herz von den schmerzenden Dornen zerrissen, die das unbedingte Vertrauen auf die Menschheit emporschießen läßt? Ward auch dir nicht die traurige Erfahrung erspart, daß die Treue doch ein leerer Wahn? Ich wünschte wohl, die dunkelen Räthsel deines offenbar vergifteten Lebens lösen zu können. Möge die Gottheit ihren Frieden in deine verdüsterte Seele träufeln!"

Bruno mochte etwa 25 Jahre zählen, als die Wogen seines wechselvollen, unruhigen Lebens ihn in die Residenzstadt des einsamen Königs verschlagen hatten. Was ihn dorthin gezogen hatte und daselbst bannte, das war die Kunst und der kunstsinnige, geheimnißvolle König. Durch einige poetische Arbeiten bekannt geworden, hatte sich Bruno nach einem kurzen Briefwechsel mit dem General-Intendanten der königlichen Schauspiele entschlossen, seinen Wohnsitz nach der süddeutschen Hauptstadt zu verlegen, um durch seines Gönners Vermittelung entweder eine Dramaturgenstelle am Hoftheater zu erhalten oder sonst ein Plätzchen in der Redaktion eines der hauptstädtischen Blätter zu finden. Letzteres war ihm nur theilweise gelungen, indem das „Fremdenblatt" nach einigen für dasselbe gelieferten Artikeln sich bereit erklärte, seine Rezensionen über Theater und Kunst aufzunehmen und zu

honoriren, ohne sich jedoch zu seiner festen Anstellung als Redakteur zu verpflichten, und dem General-Intendanten hatte er seine Aufwartung noch nicht gemacht. Da lud derselbe ihn einige Tage nach des Königs Geburtstag zu einer Besprechung zu sich ein und Bruno folgte der Einladung am nächsten Vormittage.

Drittes Kapitel.

Beim General-Intendanten.

Im Vorzimmer hatten sich mehrere Herren versammelt, welche mit Seiner Excellenz über Bühnenangelegenheiten zu verhandeln wünschten. Unter anderen bemerkte Bruno den Direktor des Schauspiels, einen sehr talentirten aber infolge seiner Erfolge sich für unfehlbar haltenden und deshalb oft extravagirenden Künstler, ferner den Dichter H. und den Baron von O., welcher nach einem ziemlich abenteuerlichen Leben als Kavallerie-Offizier die militärische Laufbahn verlassen hatte und nun als Theaterreferent der zweitbedeutendsten hauptstädtischen Zeitung mit ebensoviel Ritterlichkeit als Ungenirtheit seine kritischen Lanzen für die Prinzen und namentlich die Prinzessinnen der Bühne brach. An der künstlerischen Vollendung der Leistungen des Hoftheaterpersonals zu zweifeln, erschien diesem Herrn fast als Majestätsbeleidigung; sein Hauptstreben war also darauf gerichtet, immer neue Vorzüge in der szenischen Darstellung zu entdecken, was ihm auch merkwürdiger Weise gelang. In seinen Rezensionen überstürzten sich die Lobeserhebungen förmlich, für die Rezensenten der übrigen Zeitungen Veranlassung genug, die Leistungen der Gelobten nach Kräften zu bemäkeln und in den Staub zu ziehen. Eine unparteiische, sachliche Kritik war unter solchen Um-

ständen unmöglich und das Theaterpublikum befand sich deshalb bei jeder Vorstellung in der unangenehmen Lage, nicht zu wissen, wie es eine Leistung aufnehmen, ob es zischen oder applaudiren sollte.

Den Ausschlag gaben schließlich die Studenten im Parterre, wenigstens für die Damen im Parket und auf den Rängen. Applaudirte das Parterre, so entwickelte sich unter den zusammenklatschenden, zarten Händchen des schönen Geschlechts ein wahrer Beifallssturm, es wurde „Bravo! Sehr gut!" u. dgl. gerufen, die Köpfchen wurden zusammengesteckt, und verständnißinniges Nicken bewies das vorhandene Kunstverständniß, dessen Vorhandensein der boshafte Baron von P. in seinen „Bilderbogen" den schönen Kindern abspricht. Schwiegen dagegen die Studenten, so ging ein Geflüster durch das Haus, die Augenbrauen wurden in die Höhe gezogen, die Näschen wurden gerümpft, und nicht selten begannen die holden Engel zu zischen und auf dem Fußboden mit ihren reizenden Füßchen sich im Trommeln zu üben.

Der Kunstsinn und die Fähigkeit, demselben Ausdruck zu verleihen, soll sich bei der großen Menge an der Tageskritik bilden; wie ist das aber möglich, wenn der erste Tageskritiker in einer Residenz Urtheile fällen kann, wie Bruno ein solches mit einem gewissen Pathos von den Lippen des Herrn Baron v. O., Kavallerie-Offizier a. D., tönen hörte: „Meine Herren, der Göthesche „Faust", der uns als Knaben, theilweise auch noch als Jünglinge, entzückt und berauscht hat, ist ja doch längst veraltet."

Bruno theilte diese Aeußerung einige Minuten später dem General-Intendanten lachend mit. Exzellenz zuckte die Achseln und bemerkte: „Phrasen, lieber Freund! Die Kritik bewegt sich ja meistens in der Phrase, der eine Theil in der Phrase der Lobhudelei, der andere in der Phrase prin-

zipieller Herabwürdigung. Eine ruhige, sachgemäße, unparteiische Kritik, welche den Beweis liefert, daß der Rezensirende wirkliches Kunstverständniß besitzt, und daß ihm der Wunsch, dem Guten und Schönen zum Siege zu verhelfen, die Feder in die Hand gedrückt, ist etwas Seltenes. Dieser Wunsch scheint auch hier nicht vorhanden zu sein oder offenbart sich wenigstens nicht, namentlich seitdem ich, durch permanente, gehässige Angriffe eines großen Theils der hiesigen Blätter auf meine Person, gezwungen, den Vertretern der Presse die Freibillets entzogen habe. Ich kenne die Intriguen sehr wohl, die gegen mich gesponnen werden; allein ich fürchte sie nicht, weil sie ebenso erbärmlich wie wirkungslos sind. Seine Majestät läßt sich nicht, wie jene Herren wohl glauben mögen, durch ihr Schimpfen bewegen, einen alten, in Ehren grau gewordenen Diener, dessen Begeisterung für wahre, ideale Kunst er kennt, und dessen Streben und Wirken stets die Allerhöchste Anerkennung gefunden hat, seines Postens zu entheben.

Mehrere der größten Schreier sind auch schon zu dieser Ueberzeugung gekommen und ignoriren die königlichen Theater vollständig. Die anderen werden in nicht zu langer Zeit dasselbe thun. Wenn dann auch unser guter Freund, der Lobredner, seine Ruhmesleier ein wenig herunterstimmen wollte, wäre ich sehr zufrieden. Denn das unbedingte Rühmen bringt mehr Schaden als Nutzen; es hebt das Selbstgefühl der Künstler bis zu dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit und schafft mir eine Opposition in den Reihen des Theaterpersonals, welche das Erzielen künstlerisch abgerundeter, harmonischer Gemälde, wie sie die Meininger erreichen, mehr und mehr illusorisch macht. Immer häufiger zeigt sich bei einzelnen meiner Künstler und Künstlerinnen das Bestreben, aus dem Rahmen des Bildes herauszutreten und auf Kosten der Gesammtwirkung in

Sonderleistungen zu glänzen. Die natürliche Folge hiervon ist die Förderung des künstlerischen Virtuosenthums, in dem ich nur die Anzeichen des beginnenden Verfalls der Kunst erblicken kann, und dem ich deshalb jederzeit ganz entschieden entgegengetreten bin. Leider habe ich nur geringe Erfolge aufzuweisen, da die Inszenirung ausschließliche Domäne des Direktors des Schauspiels ist."

Exzellenz seufzte.

„Ich bin zwar zu kurze Zeit hier," hob Bruno nach einer kleinen Pause an, „um ein umfassendes Urtheil über die Leistungen der Hofbühne zu fällen; aber die Bemerkung habe ich bereits zu verschiedenen Malen gemacht, daß der erste Schauspieler, der Herr Direktor, auch in der kleinsten Rolle mit einer Absichtlichkeit aus dem Rahmen des Gemäldes tritt, der man die Worte an die Stirn geschrieben sieht: „Seht mal, Leute, was ich kann und welche Pfuscher die übrigen Künstler neben mir sind!" Und wenn ich auch seine Leistung an sich bewundern muß, so verstimmt mich doch die exzeptionelle Bedeutung, die er ihr giebt und verschafft mir einen mangelhaften Genuß des Ganzen. Aber noch etwas Anderes, viel Schlimmeres habe ich bemerken müssen, und Exzellenz werden mir verzeihen, daß ich frei und offen spreche. Schon verschiedentlich habe ich gefunden, daß die Regie, um szenische Effekte zu erzielen, die Meisterwerke unserer klassischen Dichter in einer Weise verballhornt — ja verballhornt, Exzellenz, welche die schärfste Rüge verdient. Wenn der Herr Direktor des Schauspiels z. B. die Anordnung trifft, daß in der Szene der „Maria Stuart", in der Elisabeth dem französischen Gesandten den Hosenbandorden mit den Worten der Devise überreicht, die sämmtlichen Ritter den Degen schwingen und unisono schreien: „Honny soit qui mal y pense!", so wirkt das einfach lächerlich; oder wenn der Herr Direktor im „Tell" anordnet, daß in der Szene

zwischen Bertha und Rudenz letzterer auf die Schiller'schen Schlußworte: „Und eine Freiheit macht uns alle frei" — — ein schmelzendes „Jawohl!" flötet, so ist das eine Verballhornisirung unseres größten Dichters, gegen die das Publikum sich energisch auflehnen sollte. Ich habe neulich nur wenige Szenen vom „Tell" gesehen und darüber geschwiegen; nun ich aber weiß, daß Eure Exzellenz auf die Inszenirung keinen Einfluß haben, werde ich mir morgen den ganzen „Tell" ansehen und eine eingehende Kritik über die Aufführung schreiben. Die hiesige Hofbühne galt bis vor kurzer Zeit als die Musterbühne für Deutschland; diesen Ruhm darf sie nicht durch die Zulassung von Harlekinaden verlieren. Verzeihen Sie meine Erregung, Exzellenz; aber mich empört jede Entwürdigung unserer großen klassischen Dichter und jede Schändung der keuschen Muse."

„Sie sprechen in etwas kräftigen Ausdrücken, lieber Freund," versetzte Exzellenz lächelnd. „Aber insofern gebe ich Ihnen Recht, als seit einiger Zeit die Forderungen der Aesthetik bisweilen den Forderungen des Bühneneffektes den Platz räumen müssen."

„Ich glaube nicht fehl zu gehen," erwiderte Bruno, „wenn ich diese Periode der Geschmacksverirrung seit der Auslieferung der unumschränkten Herrschaft in der Inszenirung an den „Herrn Direktor des Schauspiels" datire. Vorher wenigstens kam so etwas nicht vor."

Exzellenz schien die letzte Bemerkung Brunos überhört zu haben oder überhören zu wollen; denn er wendete sich an diesen mit der Frage, ob er ein Preisdrama eingereicht habe. Bruno verneinte; er habe keinen modernen Stoff finden können, wie derselbe in dem Ausschreiben verlangt sei. Dann erkundigte er sich nach dem Ausfall der Preisausschreibung.

„Wir haben uns zu einer Prämiirung noch nicht ent-

schließen können," war die Antwort. „Es sind ganz sonderbare Sachen eingelaufen. Die meisten der Bewerber haben sich nicht einmal die Mühe genommen, mein Ausschreiben durchzulesen. Aus der alten Egypter-, Griechen- und Römer-Zeit sind eine Menge Tragödien da, die wir natürlich ad acta legten. Nur wenige Dichter haben es begriffen, daß ich unsere Bühnenschriftsteller veranlassen wollte, aus der Fülle unserer Zeit herauszuschöpfen. Man braucht deshalb nicht gerade Stoffe aus der Gegenwart zu wählen. Die meisten der unsere Zeit bewegenden Ideen bewegten auch frühere Jahrhunderte. Man könnte deshalb wohl einen antiken Stoff zu einem Drama verarbeiten, in dem das Leben der Gegenwart pulsirt. Hermann Lingg hat den Beweis in seinem „Catilina" geliefert. Allein in dieser Weise hat keiner seinen Stoff behandelt. Schade um die unnütz vergeudete Zeit! Apropos, ist unser jugendlicher Held Ihr Vetter?"

Bruno verneinte, indem er sich über die Leistungen des Künstlers wenig rühmend aussprach. „Der Mann arbeitet zu sehr mit äußerlichen Mitteln," meinte er, „und das Publikum applaudirt, wenn der Mime seine Schlußworte möglichst kräftig herausschreit und die durch starke Wattirung üppig geformten Extremitäten zur Geltung bringt. Ich begreife diesen Geschmack nicht; aber wenn der Verfasser der „Bilderbogen" in seinem Urtheile über die hiesige Damenwelt recht hat, so fällt ein Schimmer von Berechtigung auch auf das sonderbare Urtheil des Baron von O. über Goethe's „Faust"; dann glaube ich wohl, daß eine Gretchengestalt für hiesige Verhältnisse eine Täuschung des Publikums, daß ein Gretchencharakter hier eine Unmöglichkeit ist, daß man bei einer Faustaufführung die Näschen ob der „Prüderie" und „Zimperlichkeit" des norddeutschen Mädchenideals rümpft und seine Gewissensbisse wie seinen Wahnsinn absurd und lächerlich findet."

„Meiner Meinung nach befördern die Künstler selbst das Schwinden des Idealismus. Da sollte aber ein Dramaturg mit der ganzen Wucht seiner Autorität sein „Bis hierher und nicht weiter!" rufen. Ein Dramaturg steht Ihnen aber nicht zur Seite?"

Exzellenz antwortete verneinend. Der König habe früher einmal den Versuch gemacht, einen berühmten Lyriker mit dem Dramaturgen-Amt zu bekleiden. Das Experiment sei jedoch verunglückt. Der Herr habe zu wenig Bühnenkenntniß besessen, habe deshalb manchen Fehlgriff gethan und sei dann bald von selbst gegangen. Von einem zweiten Versuche habe der König Abstand genommen, zumal die Künstler erklärt hätten, sie würden sich eine abermalige, kontraktwidrige Bevormundung nicht gefallen lassen.*)

„Das scheint ein heiteres Völkchen zu sein, Ihr Personal!" versetzte Bruno. „Bei den Meiningern wäre ein derartiger Protest undenkbar."

„Weil bei den Meiningern der Herzog zugleich sein Intendant ist," erwiderte Exzellenz. „Wir übrigen Intendanten haben vor allem den Wünschen unserer Fürsten Rechnung zu tragen und können nicht einen Künstler oder eine Künstlerin entlassen, wenn wir sehen, daß ihre Leistungen unseren Herrn befriedigen. Ich habe z. B. auch eine Dame unter meinem Personal, die ich lieber heute als morgen gehen sähe; denn sie verdirbt mir die übrige Gesellschaft und haranguirt das Publikum in einer kaum zu ertragenden Weise. Allein sie besitzt eine dem Könige angenehme Stimme und ist in der That eine gute Sängerin. Seine Majestät

*) Einige Zeit nach diesem Gespräche ward die Alleinherrschaft des Direktors gebrochen. Der König enthob ihn von seinem Posten als „Direktor des Schauspiels" und gab dem General-Intendanten einen bewährten Dramaturgen zur Hülfe.

Der Verfasser.

hat sie als Kind aus dem Staube gezogen und ausbilden lassen. Ihre Kunst ist also gewissermaßen Sein Werk. Es thut mir wehe, daß Allerhöchstderselbe sich über kurz oder lang auch den Genuß ihrer künstlerischen Leistungen versagen wird; aber die Dame geht zu weit, und der König ist der Undankbarkeit, dem Betruge und der Heuchelei gegenüber unerbittlich.“

Exzellenz setzte sich an den Schreibtisch und warf einige Worte auf eine Karte, die er Bruno mit den Worten reichte: „Wenn Sie die Vorstellung im Hoftheater besuchen wollen, legitimiren Sie sich beim Kassirer hierdurch. Ich werde ihm noch persönlich sagen, daß er Ihnen stets einen Platz reservirt. Und nun, Gott befohlen, junger Freund! Schreiben Sie einmal eine kernige Kritik! die thut uns noth, wie Wasser in der Wüste.“

Exzellenz klopfte Bruno freundlich auf die Schulter und geleitete ihn in das Empfangszimmer, wo er ihn mit huldvollem Lächeln entließ.

Bruno eilte nach diesem Gespräche sofort zur Redaktion des „Fremdenblattes“ und bat den Herausgeber, ihm in der gerade zu druckenden Nummer eine Spalte für eine Rezension des „Tell“ zu reserviren. Der Herr blickte ihm verwundert in das vom schnellen Gange geröthete Gesicht und bemerkte, daß er die Leistungen der Hofbühne grundsätzlich ignorire. Als ihm Bruno jedoch lächelnd erwiderte, daß er keinen Panegyrikus anzustimmen gesonnen sei und ihm den Artikel bis Mitternacht druckfertig in die Druckerei liefern werde, gab sich der Chef zufrieden, indem er wohl nicht mit Unrecht auf ein gewisses Aufsehen spekulirte, das seine Zeitung erregen mußte, wenn sie nach langem Schweigen dem Publikum plötzlich einen spaltenlangen Bericht über die Schlußvorstellung des Schillercyklus wenige Stunden nach ihrer Beendigung gedruckt präsentirte. Bruno seinerseits hoffte durch dieses

Zuvorkommen einen kleinen Einfluß auf die übrigen Zeitungen auszuüben, umsomehr, als sich nach dem allgemeinen Urtheile in der Inszenirung des „Tell" die Regie des Herrn Direktors in ihrer ganzen Glorie zeigen sollte.

Beide hatten richtig kalkulirt. Als Bruno am nächsten Vormittage dem Chef seine Aufwartung machte, rieb dieser sich vergnügt die Hände. Er hatte soeben einige hundert Exemplare nachdrucken lassen müssen, weil die Nummer in den Zeitungskiosken und -Speditionen bereits ausverkauft war. In seiner Freude ließ der im übrigen sehr sparsame Mann ein Frühstück serviren. Während die beiden Komplizen noch tafelten, klopfte es, und herein trat zornblitzenden Auges der Herr Direktor des Schauspiels.

„Herr Doktor," sprach er mit vor Erregung zitternder Stimme, „kann ich vielleicht erfahren, wer in Ihrem Blatte die Kritik über die gestrige Tell-Aufführung geschrieben?"

„Bedauere sehr," erwiderte der Herausgeber. „Das ist Redaktionsgeheimniß. Der Herr wird noch öfter für mein Blatt schreiben. Sie werden ihn wohl noch persönlich kennen lernen. Aber Sie scheinen erregt. Gefällt Ihnen die Kritik nicht? Enthält sie unwahre Behauptungen?"

„Das gerade nicht," versetzte der Direktor. „Allein die Maßnahmen meiner Regie werden in einer Weise bloßgestellt, daß ich Seiner Majestät, wenn Allerhöchst derselbe davon Kenntniß erhält, für's erste nicht wieder unter die Augen zu treten wagen darf. Denn über eine Entwürdigung Schillers wird Seine Majestät höchst ungnädig. Und dieser Vorwurf wird mir direkt ins Gesicht geschleudert. Nachdem der Mann mir allerhand Verballhornisirungen der Schiller'schen Verse und mehrere Ausschreitungen in der Inszenirung zum Vorwurf gemacht hat, schreibt er wörtlich Folgendes: „Den Glanzpunkt des Abends bildete die Rütli-Szene; aber man höre und staune! In dieser Szene kommt

es im Hoftheater zu M. . vor, daß sich während der ergreifenden Erzählung Melchthals, wie er seinen geblendeten Vater wiederfand, die Mitglieder der Verschwörung auf dem Boden lagern, die Schnapsflasche hervorziehen und einen pfeifen! Pfui! Hat denn die Regie so wenig Sinn für ästhetische Schönheit? Und wenn ihr das Verständniß abgeht, war es da nicht Pflicht der Intendanz, einer Entwürdigung unsers größten Dichters vorzubeugen?" „Sie wollen mir also den Namen des Rezensenten nicht nennen?"

Der Chef zuckte bedauernd die Achseln.

„Adieu!" — — — Die Thür schien dem Herrn Direktor beim Verlassen des Zimmers eine Grimasse zu schneiden; denn sie erhielt von ihm einen Nasenstüber, daß sie laut stöhnend ins Schloß flog.

Als die übrigen Zeitungen, die des Abends erschienen, ihre Tell-Besprechung brachten, schlossen sie sich den Ansichten des „Fremdenblattes" an, und selbst die wüthendsten Lobredner gestanden, „daß die Regie des „Tell" nicht auf der Höhe der übrigen Abende gestanden." Bruno war befriedigt. Auf seiner Nachmittags-Promenade begegnete er dem Herrn General-Intendanten mit seiner reizenden Tochter. Exzellenz drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

Der König traf am folgenden Abende zu kurzem Aufenthalt in der Residenz ein und ließ sich in der Nacht den „Tell" vorführen, er sich allein! Bruno stellte darüber Betrachtungen an, deren Resultat eine noch größere Verehrung des einsamen Denkers war, als er bisher empfunden, weil er die Ueberzeugung gewonnen, daß dem alles umfassenden, immer regen Geiste des wunderbaren Monarchen nichts von einiger Bedeutung entging.

Als Bruno in solche Gedanken vertieft die L. straße hinabschlenderte, wäre er beinahe mit zwei Damen zusammengestoßen, denen in einiger Entfernung ein Diener in blauer,

silberbetreßter Livree folgte. Es war eine ältere, ungefähr fünfzigjährige, würdevolle Dame aus den besseren Ständen und eine etwa zwanzigjährige, allerliebste Mädchengestalt. Bruno blickte der jüngeren wie traumverloren in das holde Gesicht und die tiefblauen Märchenaugen; dann zuckte er zusammen. Wo hatte er dieses reizende Köpfchen, wo diese grazienhafte Figur schon gesehen? Wie ein Traumbild aus seiner Kindheit stieg eine unbestimmte Erinnerung in seiner Seele auf. Er blickte der Sylphide schärfer ins Gesicht; ein kaum merkliches Lächeln zuckte um ihre lieblichen Lippen. Bruno verfolgte sie einige Sekunden mit seinen Blicken, während ihn einige Vorübergehende verwundert und spöttisch betrachteten. Dann schritt er, über die Begegnung nachgrübelnd, weiter.

Viertes Kapitel.

König und Sängerin.

Zu beiden Seiten des Flusses, an welchem die Hauptstadt des einsamen Königs gelegen ist, ziehen sich meilenlange, in englischer Manier gehaltene, wahrhaft großartige Parkanlagen hin.

Bruno streifte manche Stunde in denselben ziellos umher und dankte für den empfundenen Genuß innig den Geistern der volksfreundlichen Fürsten, die von ihrem Reichthum zur Freude und Erholung ihrer Unterthanen einen so menschenwürdigen Gebrauch machten; die in der Ueberzeugung wirkten und lebten, daß allein die Liebe zu ihren Landeskindern ihnen wahre Majestät verleihe; die deshalb einzig danach trachteten, durch Bethätigung der Menschenliebe sich im treuen Herzen ihrer Zeitgenossen und in der Erinnerung einer dankbaren Nachwelt eine bleibende Wohnung zu schaffen.

Auch der einsame König ist in die Fußtapfen seiner Vorfahren getreten und hält mit Strenge darauf, daß der Park nicht nur in seiner alten Gestalt erhalten, sondern auch erweitert und verschönert wird. Täglich, wenn er in der Residenz anwesend ist, überzeugt sich der König durch

eigenes Anschauen, ob seinen Befehlen nachgekommen wird, indem er, bei Tage zwei Spitzenreiter und bei Nacht zwei Fackelträger zu Pferde voraus, in vierspänniger Equipage, bei Winterzeit in prächtigem, goldschimmernden Schlitten den ganzen Park durcheilt. Hierbei entdeckt sein Künstlerauge immer von neuem Punkte, die der Umgestaltung werth erscheinen, und oft erblickt der Spaziergänger plötzlich eine noch nie vorher gesehene prächtige Fernsicht, einen neuen, noch nie vorher bemerkten idyllischen oder wildromantischen Punkt, ohne zu ahnen, daß derselbe eine Schöpfung des kunstsinnigen Monarchen ist und sein Entstehen einer seiner einsamen Fahrten verdankt.

Der König sieht es ungern, wenn ihm Jemand auf seinen Ausflügen begegnet, weil sein Geist immer arbeitet und er sich in seiner Arbeit ungern durch Neugierige gestört sieht; denn diese sind es meist, die sich ihm geflissentlich in den Weg stellen. Außerdem läßt die Erinnerung an ein tiefes Weh aus seiner Vergangenheit ihn die Einsamkeit lieben.

Und die tiefe, hehre Einsamkeit ist auch der wirksamste Balsam für jedes verwundete, edle Herz, besonders wenn wir überzeugt sind, daß unsere Schmerzen von unserer Umgebung nicht gewürdigt oder verstanden werden, wenn wir wissen, daß dieselbe den gleichen Lastern huldigt, deren Gift unser Leben vergiftete, und wenn wir sehen, daß sie diesen Lastern fröhnt, ohne sich die geringsten Gewissensbisse zu machen.

Die Moral hat in den höheren Sphären ihre Catonische Strenge verloren, und je weiter nach dem schönen Süden, um so häufiger läßt man der Frivolität die Zügel schießen. Was eine nordische Jungfrau und Frau mit Entsetzen erfüllen würde, betrachtet man im Süden als ein erlaubtes Vergnügen, sobald man nur den Schein der Anständigkeit zu wahren versteht.

Der König kennt seine Leute in dieser Hinsicht und seine Seele, deren reinen Spiegel der Hauch der Immoralität nicht zu trüben vermochte, kann deshalb keine Befriedigung in dem Umgang mit ihnen finden. Denn durch Rücksichten auf die gesellschaftliche Stellung im Verkehr mit seinen Unterthanen sich leiten zu lassen, das duldet die Erhabenheit seines Geistes nicht und der sittliche Ernst, mit dem er sein, von Gott ihm verliehenes, königliches Amt betrachtet und verwaltet. Ein sittlich reiner Sinn, ein unverdorbenes Herz, ein einfaches, aufrichtiges Gemüth sind die Gradmesser seiner Achtung und Behandlung der Menschen. Er ist ein sozialer König, und deshalb empfinden die allerdings nicht zahlreichen feudalen Herren keine besondere Liebe für ihn, deshalb gehen sie stets mit dem unpatriotischen Theile der Geistlichkeit Hand in Hand, wenn es gilt, gegen den hochgebildeten, geistvollen Denker auf dem Throne, der seine Entschlüsse nicht nach dem Willen eines undeutschen Klerus modelt und zu seinen Räthen keine Tartüffe's wählt, einen Schlag auszuführen, eine Verschwörung ins Werk zu setzen, wie sie kurz nach dem deutschen Kriege ihr freches Haupt zu erheben wagte. Daher das beständige Wühlen gegen denselben im Volke, daher das Bestreben, ihm durch Verbreitung der nichtswürdigsten Verleumdungen über sein Privatleben die Sympathien der Welt und die Herzen seiner Landeskinder zu entfremden.

Bruno hörte auf seinen Streifzügen so empörend schmutzige Geschichten über den von ihm hoch verehrten Monarchen erzählen, daß in ihm der Wunsch reifte, jenen Verdächtigungen nachzuspüren, in die Vergangenheit des einsamen Königs einzudringen und der heimtückisch im Verborgenen schleichenden Verleumdung öffentlich durch eine Schrift über den einsamen König den Schlangenkopf zu zertreten. Ein günstiges Geschick gab ihm wider Erwarten

schnell die Mittel in die Hand, seinen Vorsatz auszuführen.

Schon an einem der nächsten Tage setzte die Hauptstadt ein Ereigniß in Aufregung, das der General-Intendant hatte kommen sehen. Eine der ersten Wagner-Sängerinnen der Gegenwart, ein Fräulein Sch., dieselbe Person, welche der König einst aus dem Staube der Niedrigkeit emporgezogen hatte, die auf seine Kosten ausgebildet worden war, und deren Stimme ihn stets sympathisch berührte, wurde plötzlich, nachdem sie Jahre hindurch mit kostbaren Beweisen der königlichen Huld überschüttet worden war, aus dem Verbande des Hoftheaters entlassen.

Natürlich schwirrte die Luft von Gerüchten über die Ursache der plötzlichen Ungnade, von denen eins noch unsinniger war als das andere. Am verbreitesten, aber deshalb um nichts wahrer als die übrigen, war folgendes, dessen Urheberschaft man auf die betreffende Sängerin zurückführte: „Dieselbe sollte es gewagt haben, sich im königlichen Wintergarten auf eine Ruhebank, auf welcher der König in Schlummer gesunken sein sollte, zu setzen und den Arm um seinen Nacken zu legen.“

Nun war es allerdings richtig, daß die Sängerin bisweilen Zutritt zu dem für jeden anderen verschlossenen, märchenhaft prächtigen Garten auf der Zinne der königlichen Residenz hatte, allein nur, um, den Augen des Monarchen entzogen, aus der Tiefe eines Palmenwäldchens heraus das Ohr des einsamen Königs durch ihren Gesang zu erfreuen. Und der König selbst war niemals während der Anwesenheit der Sängerin in dem Garten in Schlummer gesunken.

Die wahre Ursache der plötzlichen Entlassung war vielmehr die Heuchelei und der empörende Undank der Sängerin. Dieselbe hatte sich einst die Gnade ausgebeten, dem Könige

einen Teppich sticken zu dürfen. Diese Gnade war ihr gewährt worden; aber statt sich derselben würdig zu beweisen, ließ die habgierige Dame sich einen Teppich aus Brüssel schicken, überreichte denselben als ihr Werk und setzte die Kosten auf Rechnung der königlichen Zivilliste mit einer weit höheren Summe, als der Teppich gekostet hatte. Dieser perfide Betrug war zur Allerhöchsten Kenntniß gelangt und hatte den König bewogen, seiner Huld ein Ziel zu setzen.

Die von ihrer Höhe gestürzte Bühnenregentin drohte nach ihrem plötzlichen Falle mit der Veröffentlichung ihrer „Memoiren über ihren Verkehr mit dem Könige". Dieselben sind indessen nicht erschienen, weil die Dame über ihren „Verkehr mit dem Könige" eben nichts zu schreiben hatte. Heute kennt sie kein Mensch mehr; versunken und vergessen — das ist des Undanks Fluch. — — — Die Feinde des Königs verbreiteten mit großem Eifer die unwahre Geschichte, weil sie ihnen Gelegenheit bot, eine andere, ähnliche wieder in Umlauf zu bringen, das Majestätsgefühl des Monarchen zum Gegenstande hämischer Betrachtungen zu machen und zu versuchen, ihm selbst die Sympathien des Volkes zu rauben, welches im Könige mehr den Landesvater als den Repräsentanten der Nation zu verehren gewohnt ist.

Die Prinzessin Beatrice, erfuhr Bruno durch einen biederen Spießbürger, dem es angeblich ein Herr Baron erzählt hatte, dessen Quelle wiederum in der Person eines Kammerkätzchens der Prinzessin sprudeln sollte, sei vor längerer Zeit bei dem Könige gleichfalls in Ungnade gefallen, weil sie es gewagt habe, sich im Wintergarten auf eine Bank zu setzen, deren Benutzung der König sich allein vorbehalten habe. Majestät habe der Prinzessin deshalb den Besuch des Wintergartens ein für allemal verboten; denn er habe in der Handlungsweise der Prinzessin eine Majestätsbeleidigung erblickt.

Diese nichtswürdige Verleumdung enthielt einen doppelten Giftstachel.

Die Prinzessin Beatrice, die lieblichste Erscheinung bei Hofe, deren herzgewinnende Freundlichkeit sie in kurzer Zeit zu dem erklärten Liebling der Hauptstadt gemacht hatte, die man allgemein als den guten Engel des Landes verehrte, war eine Dame, die der König mit seiner Freundschaft beglückte. Bei jeder Gelegenheit verlieh derselbe der ausgezeichneten Hochachtung Ausdruck, die er stets für die liebenswürdige, geistreiche Frau empfunden, seit sie hold wie eine Fee in sein verdüstertes Leben getreten war. Die schönsten Blumen blühten in den königlichen Gärten für sie. Der erste Besuch, ja fast der einzige Besuch, den der König bei seiner Anwesenheit in der Residenz abstattet, hat jederzeit ihr gegolten, und stets kündigte ihn irgend eine zarte Aufmerksamkeit, ein werthvolles Geschenk oder ein prächtiges Bouquet an, zu dem oft des Königs eigene Hand die Blumen pflückte. Alle Reize eines glänzenden Geistes, alle Schönheiten eines kindlich reinen Gemüthes, alle wahren Tugenden einer edlen Frau hatten sich in dieser holdseligen Erscheinung zu glücklichster Harmonie vereinigt. Sie schien vom Schicksal berufen, wieder gut zu machen, was eine andere verschuldet; aber als sie kam, kam sie mit ihrem Gatten.

Daß die Feinde des Königs selbst dieses reine Freundschaftsverhältniß nicht schonten, welches nie durch Dissonanzen getrübt worden war, daß sie es versuchten, den Liebling aller als Märtyrer der königlichen Ungnade zu schildern, um Antipathie gegen den Monarchen zu erregen, das empörte Bruno am tiefsten. Damit ward aber der Verleumdung der Giftzahn nicht ausgebrochen. Bruno beschloß deßhalb, einige Zeit die Hauptstadt zu verlassen und in der Nähe der königlichen Lustschlösser Material für seine Schrift zu sammeln.

Auf dem Wege zum Bahnhofe begegnete er wieder seiner reizenden Unbekannten. Sie fuhr im offenen Landauer an ihm vorüber. Mehrere Herren blieben stehen und grüßten sie sehr ehrerbietig. Bruno starrte sie an, ohne die Hand an den Hut zu legen. Da traf ihn ihr Blick; das schelmische Lächeln zuckte wieder um ihre lieblichen Lippen. Bruno erröthete bis an die Schläfe und zog verwirrt den Hut. — Die junge Dame neigte kaum merklich das schöne Haupt. Wer mochte sie nur sein? Mit eigenthümlich beklommenem Herzen stieg Bruno in den Zug, der ihn nach dem See von S . . . führte.

Fünftes Kapitel.

Jeder Zoll ein König.

Am östlichen Gestade des Sees befindet sich eine Sommerresidenz des einsamen Königs. Ein prächtiger Park, dessen Betreten jedermann untersagt ist, zieht sich von dem Schlosse bis in die Nähe des Dörfchens L . . . am Ufer dahin.

Bruno fuhr mit dem Dampfer von S . . . nach dem letztgenannten Anhaltepunkt hinüber, erstieg eine in der Nähe befindliche Anhöhe, auf deren Gipfel eine von Touristen gern besuchte Restauration gelegen ist, und wanderte durch den Sonnenbrand nach dem Dörfchen B. Nachdem er sich hier durch eine Tasse Kaffee gestärkt, schlenderte er an der Parkumzäunung entlang, den Blick häufig neugierig in den Park werfend, nach L . . . zurück.

Im Wirthshause von B. hatte er in Erfahrung gebracht, daß der König gegen zehn Uhr abends auf den See hinausfahren würde. Bruno wollte also in L . . . diesen Zeitpunkt abwarten, weil er sich der Hoffnung hingab, den König einmal von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

Gar zu gern hätte er den Park betreten; allein nirgends war ein Einlaß zu entdecken. So gelangte er nach dreiviertelstündiger Wanderung an die südliche Ausgangsthür des Parks, welche auf den Fahrweg nach L . . .

mündet. Die Thür war verschlossen; aber einige zwanzig Schritt seitwärts fehlten in der Parkumzäunung zwei Bretter, so daß man durch die Oeffnung ganz bequem in den Park gelangen konnte. Ein menschliches Wesen war weit und breit nicht zu erblicken. Bruno faßte sich also ein Herz und befand sich bald darauf im Schloßparke.

Von dem breiten Fahrwege, der das Schloß mit dem südlichen Ausgangsthore verbindet, zweigen sich, etwa dreißig Schritt von der Umzäunung entfernt, rechts und links Seitenpfade ab.

Bruno schlug den linken ein, der zu dem Seeufer führte, und erblickte bald den ruhigen Wasserspiegel zu seinen Füßen.

Einige Minuten stand er, in den zauberisch schönen Anblick versunken, still. Ueber ihm wölbte eine uralte Ulme ihr schattiges Laubdach; dichtes Gebüsch verbarg das Plätzchen vor neugierigen Blicken; rechts schimmerte die Stadt S . . . mit dem prächtigen Schlosse im Glanze der Sonne; dann schweifte der Blick mit Entzücken am jenseitigen Ufer mit seinen Villen, Wäldern und Dörfchen hin und blieb endlich auf den von bläulichem Duft umwebten Firnen der Alpen haften, deren von ewigem Schnee bedeckte Gipfel sich in den blauen Fluthen wiederspiegelten.

Es war in Wahrheit ein Plätzchen zum Träumen und Sichversenken in die Unendlichkeit und Erhabenheit der Natur, das hier des Künstlers Hand — denn nur ein Künstler konnte diese Stelle entdeckt haben — ohne großen Aufwand von Mitteln geschaffen hatte.

Hier mochte der König wohl manche Stunde verweilen, und mancher edle Gedanke mochte hier schon gedacht und verwirklicht worden sein.

Unwillkürlich gelangte Bruno auf seinem Ideengange zu den von Jedermann rückhaltlos anerkannten und voll

gewürdigten Bestrebungen des Königs um die Einigung der deutschen Stämme, und nach einigem Nachdenken zog er Papier und Bleifeder hervor, ließ sich auf der am Fuße der Ulme befindlichen Bank nieder und schrieb folgendes Sonett:

Des einsamen Königs schönstes Werk.

Seit Gott den Zepter meiner Hand vertraute,
War darauf stets gerichtet mein Beginnen,
Und darauf sann ich stets mit allem Sinnen,
Wie ich der Völker Einheit auferbaute.

Ob Vielen auch vor dem Gedanken graute,
Daß Einer könnte viel dabei gewinnen;
Ich fand Beruhigung und Glück darinnen,
Daß Stamm an Stamm nach mir voll Sehnsucht schaute.

Und mir gelang's, die Fürsten zu bewegen,
Dem Held, der würdig seines großen Ahnen,
Die höchsten Würden in die Hand zu legen.

Drum wird man mich, wenn ich auf höhern Bahnen
Einst wandle, weil ich Allen ward ein Segen,
Wohl dankbar nennen: „— — den Germanen."

Als Bruno das Gedicht vollendet, vertiefte er sich wieder in das Anschauen des Stückchens Eden vor sich.

Die Sonne verschwand hinter dem hohen Bergrücken des westlichen Seeufers, obgleich es noch nicht fünf Uhr war. Die Gipfel der Alpen glänzten wie lauteres Gold; auf dem Kamme des Höhenzuges fuhr ein Eisenbahnzug dahin; er erinnerte Bruno an die enteilende Zeit, an das Schwinden des Lebens; ein wehmüthiges Gefühl, durch den Gedanken an die Eitelkeit alles Irdischen, alles Schönen und Großen erweckt, überkam ihn und an das soeben verfertigte Sonett anknüpfend, warf er folgende Zeilen auf das Papier:

Der einsame König am Scheidewege.

Nachdem das Werk der Einheit mir gelungen,
Was soll ich ferner auf der Erde schaffen?
Soll Güter ich und Gold zusammenraffen,
Wie man erzählt vom Hort der Nibelungen?

Soll ich, der ungern nur das Schwert geschwungen,
Die Kriegskunst üben und das Spiel der Waffen?
Soll ich das Leben führen der Schlaraffen,
Der ich von Thatendurst so tief durchdrungen?

Ach! eitel ist doch alles, was dem Geiste
Nicht Frieden giebt und Ruhe dem Gemüthe,
Das in dem Strom des Lebens so verwaiste.

Und eitel ist, wofür der Mensch erglühte,
Ob er, ein Parsifal, die Welt durchreiste,
Ob, ein Alcid', er ringend ab sich mühte. —

Vor sich hin träumend, lehnte Bruno sein Haupt an den Stamm der Ulme und blickte in die Landschaft hinaus. Nach einiger Zeit überschlich ihn, vielleicht in Folge der anstrengenden Fußtour, eine angenehme Mattigkeit und seine Augenlider schlossen sich zu erquickendem Schlummer. Wie lange sein Schlaf angehalten hatte, wußte er nicht; als er erwachte, sah er neben sich einen etwas starken Herrn in schwarzem Anzuge sitzen, der seine beiden Sonette las. Das Antlitz des Herrn war sehr bleich und kalt; allein die großen, dunkelen Augen glühten in einem wunderbaren Feuer. „Solchen Kopf," dachte Bruno in stiller Bewunderung, „mag wohl Julianus Apostata besessen haben, der geistreiche Bekämpfer einer Weltanschauung, welche die Liebe und das Dienen für die Brüder als das Alpha und Omega des menschlichen Lebenszweckes erklärte und dem Herzen den Platz anwies, den bisher das Haupt inne gehabt hatte."

Als der Herr die Gedichte gelesen, blickte er Bruno ruhig in die noch schlaftrunkenen Augen und sprach: „Die Sonette sind nicht übel; sie sollen auf den König gemünzt sein und geben zugleich Ihre eigene, interessante Lebensansicht und Seelenstimmung charakteristisch wieder. Eine merkwürdige Verschmelzung!"

Bruno schwieg, ganz versunken in das Anschauen des imponirenden Hauptes des Herrn und dieser fuhr fort: „Woraus schließen Sie aber, daß der König im Strome des Lebens verwaiste, daß sein Geist des Friedens, sein Gemüth der Ruhe entbehrt?"

„Aus seiner Einsamkeit," antwortete Bruno. „Die Einsamkeit macht schwerlich glücklich; denn wahres Glück beruht allein in der Zufriedenheit mit sich und der Welt, in der Harmonie der Seele, die der Mensch nur im Kampfe mit dem Leben erlangen kann. Im Kampfe liegt unser Glück und unser Frieden."

Der Herr blickte schweigend vor sich hin. „Ich glaube, im Vergessen liegt das Glück," bemerkte er dann leise.

„Gewiß, auch im Vergessen," versetzte Bruno. „Allein in der Einsamkeit lernt der Mensch nicht vergessen, er müßte denn das Denken verlernen können. Was ist denn eigentlich Vergessen? Das einfache Sich-nicht-erinnernkönnen deckt sich mit dem Begriffe nicht. Wahres Vergessen scheint mir nicht passiver sondern aktiver Natur zu sein — als Erhabensein des Geistes über der Erinnerung an überstandene Leiden. Dieses Erhabensein erreichen wir aber nicht dadurch, daß wir uns von der Welt abschließen, sondern dadurch, daß wir uns in das Leben stürzen und es besiegen. Die Souverenität des Geistes über alles, was uns trübe oder unangenehme Gedanken verursachen könnte, gewinnen wir nur durch die Beobachtung der Menschen in ihrem

Thun und Treiben, und hauptsächlich durch die Beobachtung der einfachen, weniger gebildeten Menschen. Das Wort des Faust:

„Zufrieden jauchzet Groß und Klein,
„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein" —

ist kein leeres Wort; es enthält eine tiefe, ewige Wahrheit; es sagt uns, daß bei der Beobachtung der einfachen Naturmenschen uns derselbe Frieden und dieselbe Menschenliebe überkommt, die uns sonst vielleicht nur das Anschauen der Natur in ihrer einfachen Größe und Schönheit gewährt."

„Sie mögen so unrecht nicht haben," sprach der Herr sinnend, „von Ihrem Standpunkte aus. Sie können sich in das Leben stürzen, wie und wann es Ihnen gefällt. Das kann aber ein König nicht. Ein König repräsentirt die Majestät seines Volkes. Er kann nicht mit und zwischen seinem Volke leben, er muß über ihm stehen. Er muß die Majestät wahren, muß gewissermaßen, wie die geheimnißvolle Macht der Gottheit, die Geschicke seines Volkes lenken, muß gewissermaßen unnahbar sein. Man sollte über einen Fürsten meiner Meinung nach in den öffentlichen Blättern nichts berichten, als was er in Ausübung seines von Gott ihm verliehenen Amtes thut. Es schadet dem Ansehen der Majestät, wenn bei jeder Gelegenheit die menschliche Seite des regierenden Fürsten beleuchtet wird. Um mit dem Volke zwanglos zu verkehren, um zu zeigen, daß man es sich angelegen sein läßt, seiner dereinstigen Unterthanen Wünsche und Hoffnungen, Freuden und Leiden kennen zu lernen, hat man als Thronfolger Zeit und Gelegenheit genug, und ein Thronfolger, der die feste Absicht hat, sein Volk dereinst glücklich zu machen und in Uebereinstimmung mit dem besseren Theile desselben die Regierung zu führen, wird sich keine Gelegenheit entgehen lassen, Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und sich populär zu machen.

Der preußische Kronprinz wandelt, meiner Meinung nach, den richtigsten Weg, den er wandeln kann, und jeder Kronprinz, welcher seinem Beispiele folgt, wird sich gewiß die Liebe des Volkes erwerben, das er dereinst zu regieren berufen ist, während das Gefühl, welches man dem regierenden Fürsten entgegenbringt, mehr Achtung und Ehrfurcht vor der Majestät, als Liebe zur Person des Landesherrn sein muß.

Es ist keine Frage, daß der Thronfolger eben darum, weil er sich im Verkehr mit dem Volke keinen Zwang aufzulegen braucht, persönlich glücklicher lebt, als der regierende Fürst; allein dieser muß sein Glück in der Erfüllung seiner Herrscherpflichten suchen und wird es meist darin finden, wenn er sein hohes Amt mit Ernst verwaltet. Im übrigen ist das Glücklichsein nur dann wahres Glück, wenn seine Quelle das Glücklichmachen ist.“

Der Herr schwieg und blickte wie traumverloren nach den Alpen hinüber, deren schneebedeckte Spitzen sich allmählich rötheten. Als er Bruno nach einigen Minuten sein stilles Antlitz wieder zuwendete, fragte dieser zögernd: „Nach diesen Prinzipien handelt wohl auch Ihr König?“

„Ich glaube,“ war die Antwort. „Wenigstens bemüht er sich, Niemanden ungetröstet zu lassen, der sich in seiner Bedrängniß an ihn wendet. So viel ich weiß, ist das Volk im großen und ganzen mit seiner Regierung zufrieden.“

„In der Hauptstadt giebt es viel Unzufriedene,“ versetzte Bruno harmlos.

„So —?“ fragte der Herr gedehnt, ihn scharf anschauend, während es eigenthümlich um seine Lippen zuckte. „Und welches ist der Grund dieser Unzufriedenheit?“

„Man beklagt das Fernbleiben des Königs von seiner Landeshauptstadt,“ bemerkte Bruno. „Man setzt die traurige Geschäftslage auf Rechnung des Umstandes, daß der Hof

nicht dort ist und man spricht sehr erbittert über die königlichen Bauten. Diese Erbitterung wird im Volke noch durch gewissenlose Subjekte genährt, welche die Lüge verbreiten, die Baukosten müsse der Steuerzahler tragen. Wenn die Bauten prächtige Klöster wären, würde man wohl weniger unzufrieden sein; aber die Schlösser sind nicht nach dem Geschmack der Unzufriedenen im Lande."

„Aus Ihrer letzten Bemerkung ersehe ich, woher das Orakel schallt," erwiderte der Herr ruhig. „Es kann aber Niemand allen Menschen zu Gefallen leben und handeln. Wenn der König hauptsächlich der Kunst und dem Kunstgewerbe Arbeit giebt, so thut er dies wohl im Hinblick darauf, daß dieselben der Unterstützung vor allem bedürftig sind. Außerdem geben seine Bauten aber Tausenden von fleißigen Arbeitern reichen Verdienst, und diese Tausende lassen wieder Tausende von Kaufleuten und Gewerbetreibenden verdienen. Jedenfalls erfüllt der König seine soziale Aufgabe hierdurch vollkommener, als wenn er seine Reichthümer für seine Erben sich ansammeln ließe. Denn, daß ein moderner Fürst hauptsächlich die Verbesserung der Verhältnisse der arbeitenden Klassen, des größeren und ärmeren Theils seiner Unterthanen, im Auge haben muß, ist eine Forderung des Christenthums und der Zeit.

Was die Hofhaltung und die damit verbundenen Hoffestlichkeiten anbetrifft, so steht dieser Forderung die Abneigung des Königs gegen rauschende Vergnügungen überhaupt entgegen, welche ihren Grund wieder in der hohen Auffassung seines Regentenberufes hat, nicht etwa in Menschenfeindschaft, wie man meint. Der König findet sein Vergnügen in der Arbeit. Ferner bewegen ihn landesväterliche Sorgen zu seiner Zurückhaltung. Der Adel dieses Landes ist im allgemeinen nicht vermögend. Der König will nun nicht die Veranlassung dazu sein, daß derselbe seine

Finanzen in Verwirrung bringt, oder sich gar ruinirt, um einige Stunden zu glänzen.

Daß die Gewerbetreibenden überhaupt durch eine luxuriöse Hofhaltung gewinnen könnten, ist mindestens zweifelhaft. Den Nutzen würden doch nur einige Hoflieferanten und deren Anhang haben, und diese mögen allerdings etwas unzufrieden sein. Allein der König kann nicht gegen seine Prinzipien handeln, um deren Kassen zu füllen. Dazu ist ihm sein Volk zu lieb.

Hinsichtlich des ersten von Ihnen erwähnten Punktes, des Fernbleibens von der Landeshauptstadt, kann ich Ihnen die Mittheilung machen, daß der König die Absicht hegt, den ganzen kommenden Winter über in der Hauptstadt zu verweilen. Ob die geschäftlichen Verhältnisse dadurch jedoch eine Verbesserung erfahren werden, bezweifle ich. Leben Sie in der Hauptstadt?"

„Seit kurzer Zeit," antwortete Bruno. „Ich bin ein Norddeutscher, ein Preuße."

„Und so elegisch gestimmt?" versetzte der Herr. „Sie haben wohl schon trübe Erfahrungen im Leben gemacht, daß Sie die Verse schreiben können:

„Ach! eitel ist doch alles, was dem Geiste
„Nicht Frieden giebt und Ruhe dem Gemüthe,
„Das in dem Strom des Lebens so verwaiste."

Solche Verse schreibt man, wenn man an der Menschheit irre geworden ist, wenn man — ideal geliebt hat und schändlich betrogen wurde."

Bruno blickte dem Herrn überrascht in das bleiche, stille Gesicht. Es war wie aus Marmor gemeißelt, aber in seinen Augen glühte etwas wie heiliger Zorn.

„Sie haben richtig geurtheilt," erwiderte er nach einer kleinen Pause. „Ich habe ideal geliebt und mein Ideal ist unter Trümmern begraben. Seit meiner Kindheit schwärmte

ich für eine Jugendgespielin, zu der ich wie zu einem höheren Wesen aufzuschauen gewohnt war. Sie zählte sieben, ich elf Jahre, als die Verhältnisse uns trennten. Ihr Bild begleitete mich in eine Pension, in der ich neun Jahre meines Lebens vertrauerte. Der Glauben an sie war das Licht, welches jene Nacht erhellte. Sie war das Ziel meines Strebens, der Inhalt meiner Träume, meine Muse, die mich zum Dichter machte. Als ich sie nach Absolvirung des Abiturientenexamens wiedersah, war sie zu einer stolzen, imponirenden Schönheit herangeblüht, die sich meiner kaum noch erinnerte und für den simpelen, schüchternen Studenten der Theologie kaum ein spöttisches Lächeln hatte. Meine Neigung verwandelte sich in tiefe, glühende Liebe. Ich schied von ihr mit dem Entschluß, sie mir um jeden Preis zu erringen. Ich glaubte wie Gringoire, aber mich verfolgte das Schicksal des Narziß. Ein Jahr später erfuhr ich, daß die Schönheit ein Raub der Lust geworden war, daß mein Ideal sich recht prosaisch mit einem Lieutenant eingelassen und dieser sie geheirathet hatte. Von dem Augenblicke an wurde mein Leben ein zerfahrenes; jetzt ist es, Gott sei Dank! wieder im Geleise!"

Der Herr war schnell aufgestanden und blickte finster über den See. In seiner Brust, Bruno sah es aus dem Zucken seiner Lippen, arbeiteten Gefühle, über die er Herr zu werden suchte. Nach einigen Sekunden ließ er sich wieder auf der Bank nieder und sprach: „Die Erfahrung wird Sie freilich zu Boden geschmettert, die Verachtung ihren Geist aber wieder aufgerichtet haben."

„Die Verachtung?" fragte Bruno. „Nein! verachtet habe ich das Mädchen deshalb nicht. Weshalb auch? Sie hatte keine Verpflichtungen gegen mich, sie wußte nicht, wie tief, wie heilig ich sie liebte; ich hatte ihr meine Liebe nie gestanden; ich war vielleicht zu stolz dazu. Und daß sie in

einer schwachen Stunde unter den Küssen eines schönen, glänzenden Offiziers, dessen Liebe ihr bekannt war, der Macht der Leidenschaft unterlag, konnte für mich, der ich des Weibes und meine eigene Schwachheit kenne, kein Grund zur Verachtung sein. Ich habe mich in der Einsamkeit über das Zerrinnen meines schönsten Jugendtraumes satt geweint, dann stürzte ich mich in das Gewühl des Lebens und fand den Gleichmuth meiner Seele wieder. Jetzt gedenke ich jener Liebe bisweilen noch mit Wemuth, der Jugendfreundin aber mit Mitleid, weil sie nicht glücklich geworden ist.“

„Es ist wahr,“ sagte der Herr, „unter diesen Umständen hatten Sie keine Ursache zur Verachtung. Das Mädchen ahnte Ihre Neigung vielleicht gar nicht, es war nicht Ihre Braut, wurde Ihnen nicht untreu und wollte die Frucht ihrer Untreue nicht ohne Ihr Wissen in eine Ehe mit Ihnen hinübernehmen, wollte ihre Schande nicht mit einem makellosen Königsmantel bedecken. — Sie haben recht. — Sie brauchten das Wesen nicht zu verachten.“

Der Herr hatte die Worte wie traumverloren vor sich hin gesprochen. Sollten dieselben in irgend einer Beziehung zu dem jungen Herren des Landes stehen? Eine wunderbare Ahnung dämmerte in Brunos Seele auf. Er blickte dem Herrn fragend in das große, unergründliche Auge. Allein derselbe beachtete den Blick nicht, zog aus der Tasche seines Ueberrockes ein Cigarrettenetui, zündete sich in aller Ruhe eine Papyros an und offerirte Bruno gleichfalls eine, der sie dankend annahm. Als dieselbe brannte, verbreitete sich der Herr noch einige Minuten über die einschneidendsten Fragen der Gegenwart und entwickelte dabei eine solche Fülle von Geist, von Kenntniß aller Verhältnisse und von tiefer Menschenliebe, daß Bruno eine ganz neue, wunderbare Welt vor seiner Seele entstehen sah und kaum zu athmen wagte. Schließlich bat der Herr ihn, von dem

Gespräche nichts der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der König liebe es nicht, daß über ihn geschrieben werde.

Bruno antwortete nicht. Der türkische Tabak der Cigarette übte eine überaus einschläfernde Wirkung auf ihn aus. Die Augen fielen ihm zu und als der Schlaf von ihm gewichen, war der Herr verschwunden.

Bruno blickte verwundert umher. War alles nur ein Traum gewesen? Bruno glaubte es; denn seine Sonette hielt er in der Hand, und den Rest einer Cigarette konnte er nicht erblicken. Schnell sprang er aber auf und eilte den Weg zurück, den er gekommen war. Er wollte ja den König sehen und mußte deshalb eilen, da die Sonne längst untergegangen war und das Licht des Mondes durch die Zweige der Bäume brach. Als er sich außerhalb des Parkes befand, gab die Thurmuhr von S... die neunte Stunde an. Wenige Minuten später traf Bruno im Wirthshause von L... ein. In aller Eile speiste er zur Nacht, miethete sich darauf ein Boot und ruderte auf den See hinaus.

Einige hundert Schritte vom Ufer entfernt zog er die Ruder ein und ließ sich von den Wellen treiben. Der Mond stand voll und glänzend über den Baumgruppen der Höhen im Osten, die Fluthen in rinnendes Silber verwandelnd. Rechter Hand spiegelten sich die erleuchteten Häuser und das Schloß von S . . . im Wasser wieder; in den unzähligen Villen wurden die Lichter angezündet und die röthlichen Fenster schimmerten wie Glühwürmchen durch die Gebüsche, von dem Restaurant auf der Höhe stiegen einige Raketen in die Luft, die sich oben in einen Regen von Funken und Leuchtkugeln auflösten, und im Süden strahlten die schneeigen Firnen der Alpen, links vom Mondenlicht und rechts von dem glühenden Roth der Abendsonne übergossen, in zauberhaftem Glanze. In den herrlichen Anblick versunken, überhörte Bruno das Anschlagen der zehnten Stunde völlig. Da

weckte ihn ein Rauschen hinter ihm aus seinem stummen Staunen. Er erhob das Auge und sah, kaum hundert Schritte von sich entfernt, einen reizenden kleinen Dampfer durch die Fluthen schießen. Auf dem Verdeck gewahrte er nichts Lebendes; nur am Vordertheil stand eine majestätische Mannesgestalt, die Arme übereinandergeschlagen, das glühende, geistvolle Auge nach Süden gerichtet. „Lohengrin!" murmelte Bruno unwillkürlich und setzte das Fernrohr an das Auge, ließ es aber sofort wieder sinken und starrte sprachlos nach dem Schiffe hinüber. —

Die Erscheinung im Park und die einsame Gestalt am Kiel waren eine Person. — —

Sechstes Kapitel.

Wie der König einsam wurde.

Bruno kehrte nach diesen Erlebnissen in die Hauptstadt zurück, weil er dort am ehesten die Lösung des Räthsels zu finden hoffte, über welches er im Schloßpark so erschütternde Andeutungen erhalten hatte. Die ersten Tage nach seiner Heimkehr verwendete er auf das Niederschreiben der empfangenen Eindrücke, die er in Form von Sonetten, Liedern und Sprüchen lose aneinanderreihte. Eine einheitliche Idee, der rothe Faden, der sie alle durchziehen sollte, fehlte ihm noch; er lebte aber der Zuversicht, denselben zu finden, und beschloß den General-Intendanten, sodann den jungen Baron von G... und einen entfernten Verwandten seiner Mutter, der in der Hauptstadt seit langen Jahren als Maler ansässig war, in den nächsten Tagen zu Rathe zu ziehen.

Daß irgend ein düsteres, ergreifendes Ereigniß in das früher sonnenhelle und frohe Jugendleben des einsamen Königs plötzlich einen tiefen Schatten geworfen, daß der junge Monarch sich nicht allmählich abgesondert hatte und nicht im Laufe der Zeit der einsame Denker geworden war, sondern daß die plötzliche Zertrümmerung seiner Idealwelt, das plötzliche Zerschwinden seines schönsten Jugendtraumes ihn veranlaßt haben mußte, auf einmal mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen und das Antlitz der Lebensfreude

zu fliehen, wurde Bruno mehr und mehr zur Gewißheit. Sollte der Hinweis auf die „Schande“, welche mit dem makellosen Königsmantel bedeckt werden sollte, vielleicht in irgend einer Beziehung zu der Verlobung des Königs stehen, von welcher Bruno hatte sprechen hören? — —

In Gedanken versunken schlenderte er die schönste Straße der Residenz hinunter, um sich im Park ein wenig zu ergehen. Als er bei der in jener Straße befindlichen, vom Großvater des Königs gebauten, prächtigen Kirche vorüber wollte, trat aus der Kirchenthür seine liebliche Unbekannte mit ihrer Begleiterin. Bruno grüßte ehrerbietig, und die junge Dame dankte durch ein freundliches Neigen des schönen Kopfes. Bruno erschien sich unwillkürlich als eine Motte, welche das Licht umschwirrt, ihm näher und näher fliegt und in seiner glühenden Schönheit endlich zu Grunde geht. An diesen Gedanken knüpfte er dann Betrachtungen über die Frömmigkeit, die er einen wesentlichen, ja den wesentlichsten Theil des Ewig-Weiblichen nannte, das Fundament aller Frauenwürde und Frauentugend. Eine wahrhaft fromme Frau, glaubte er, müsse ihrem Gatten stets die Treue bewahren, und er empfand etwas wie Liebe für die reizende Dame, weil sie sich nicht schämte, in der Kirche vor aller Augen niederzuknieen und ein Gebet zum Throne des Allerhöchsten emporzusenden.

„Ich muß doch erfahren, wer sie ist“, murmelte der Schwärmer und folgte den Damen in einiger Entfernung, um zu sehen, in welches Haus sie treten würden. Und immer weiter ging's, zum Thore hinaus und die Chaussee entlang, auf deren linker Seite Paläste und prächtige Villen in bunter Reihe abwechselten. Hinter einer Hecke verschwanden die Damen. Bruno merkte sich die Nummern der beiden Grundstücke und zog das Adreßbuch zu Rathe. Dasselbe verrieth ihm, daß die Damen entweder in das

Palais des Gemahls der Prinzessin Beatrice oder in das Hôtel des englischen Botschafters getreten waren.

Den ersten Stock des Hôtels bewohnte eine Baronin S . . mit ihrer etwa zwanzig Jahre zählenden Tochter, einem reizenden Mädchen, wie Bruno von seiner Wirthin erfuhr. Natürlich war die liebliche Unbekannte die Baronesse und die ältere Dame deren Mutter. „Mein Stern ist mir also unter Umständen nicht unerreichbar", sprach der verliebte Schwärmer zu sich; „denn manche Baronesse wandelt Hand in Hand mit einem Dichter durch das Leben."

Am Abend spielte Bruno und einige Studenten aus der Verbindung „Bavaria," mit denen er durch einen Freund bekannt geworden war, Skat in einem Restaurant der Theresienstraße. Bei Gelegenheit kam das Gespräch auch auf den König, und man erzählte, daß derselbe die Regierung niederzulegen gedenke; er fühle sich sehr angegriffen und krank und sei in der That krank.

Bruno erwiderte, das Gerücht sei ganz grundlos und wohl nichts weiter als ein vorsichtig ausgestreckter Fühler von nichtswürdigen Feinden des genialen Monarchen, die sich darüber Gewißheit verschaffen wollten, wie man im Volke über die „Krankheit" des Königs denke.

Die Studenten blickten Bruno überrascht und fragend an; allein er lächelte und schwieg.

Am nächsten Tage wurde überall von einem gewissen „Huber" gesprochen, den seine Verwandten in eine Kranken-Anstalt bringen wollten, weil er an Gehirnerweichung leide. Wer jener unglückliche „Huber" sei, konnte Bruno nicht in Erfahrung bringen. Wenn er darnach fragte, blickte man ihn forschend an, lachte und schwieg. Einigemal vernahm er ganz deutlich das Wort: „Polizeispitzel!", womit man ihn titulirte. Er beschloß, sich bei dem jungen Baron von G . . . eingehender zu erkundigen, zuerst aber

seinem Onkel, dem Maler M . . ., einen Besuch abzustatten.

Der alte Herr empfing ihn, freudig überrascht einmal einen Verwandten zu sehen, in seinem Atelier, zeigte ihm in der liebenswürdigsten Weise seine besten Arbeiten und ließ ihn dann in seinen Mappen blättern, während er malte und plauderte.

„Haben Sie etwas Sie Interessirendes in der alten Mappe gefunden?“ fragte er plötzlich, als Bruno ihm auf eine Frage die Antwort schuldig geblieben war, weil er sie, in das Anschauen eines Bildes versunken, überhört hatte, „dann können Sie es behalten.“

Bruno hätte aufjauchzen mögen; das Bild, welches er in der Hand hielt, war ein gut Theil der Lösung seines Räthsels, ein kolorirtes Jubelblatt, wie ein solches zur Hochzeit fürstlicher Persönlichkeiten hergestellt zu werden pflegt. In der Mitte des Bildes befand sich, von Rosen und Myrthen umrahmt, ein Medaillon, die Brustbilder des Königs und einer schönen, marmorkalten Frauengestalt darstellend. Darunter standen auf einem von Engeln gehaltenen Bande die Worte: „Der jugendlichen Königin.“

Stumm fragend zeigte Bruno dem Maler dies Werk. „Tausend!“ rief dieser im höchsten Grade erstaunt, „wo haben Sie denn das gefunden? Es ist das Original zu einem Jubelblatte, welches am Hochzeitstage des Königs als Stahlstich erscheinen sollte. Da ließ sich Majestät wenige Tage vor der Hochzeit sämmtliche Abzüge, deren bereits 30000 hergestellt waren, sowie die Platten und das Original fordern, um alles vernichten zu lassen. Das Original konnten wir damals trotz alles Suchens nicht finden. Für den König hat es jetzt keinen Werth mehr, Sie scheint es zu interessiren, also behalten Sie es in Gottes Namen. Vielleicht

finden Sie einmal Gelegenheit es dem Könige zu überreichen."

Bruno drückte seinem Onkel dankerfüllten Herzens die Hand und fragte, weshalb denn der König kurz vor der Hochzeit die Vernichtung der Bilder angeordnet habe.

„Das ist eine traurige Geschichte," versetzte der Maler; „aber da Sie den König zu verehren scheinen, will ich sie Ihnen nicht vorenthalten, damit Sie über ihn richtig denken.

Wie Sie vielleicht wissen, war die Jugendzeit des Königs keine fröhliche. In der größten Zurückgezogenheit mit seinem Bruder erzogen, lernte er die Welt und deren Bewohner fast nur aus Büchern kennen. In Folge dessen baute er sich in seinem Inneren eine Art Idealwelt auf, erblickte in jedem Menschen, zu dem er in Beziehungen trat, ein ideales Wesen und liebte ihn als solches. Die ganze Fülle seiner idealen, selbstlosen Liebe übertrug er schließlich auf die Prinzessin, deren Kopf Sie in dem Medaillon erblicken. Sie erschien ihm als Inbegriff aller Tugend und Schönheit, sie war lange Zeit der schönste Stern seines Lebens. Als er dann zur Regierung gelangt war, verlobte er sich mit ihr und wollte ihr kurze Zeit darauf die Königskrone auf das Haupt setzen. Wenige Wochen vor der projektirten Hochzeit erhielt er jedoch untrügliche Beweise, daß seine Braut mit einem Manne aus dem Volke zu vertrauten Umgang gepflogen hatte. Daß dieser furchtbare Schlag des Königs ganze Idealwelt zertrümmerte, daß er ihm den Glauben an die Menschheit, insonderheit an die Tugend des Weibes zerstörte, werden Sie nicht wunderbar finden. Ebensowenig wird es Sie in Erstaunen setzen, daß der König die Verlobung sofort aufhob und sich in die Einsamkeit zurückzog, um einigen

Trost und Ersatz für seine zerstörte Idealwelt in der versunkenen Welt früherer Jahrhunderte zu finden."

Bruno blickte tief erschüttert die klassisch schönen Züge des jungen Monarchen an. Welche Kämpfe, welche Charakterstärke, welche Geistesgröße mußte dazu gehört haben, um den jungen Fürsten nach diesen Erfahrungen zu der Weltanschauung gelangen zu lassen, die Bruno im Schloßpark kennen lernte! Schweigend rollte er das Bild zusammen, dankte seinem väterlichen Freunde mit einem Händedruck und eilte mit seinem Schatze heim.

Unterwegs begegnete ihm der junge Baron v. G . ., der ihn zu einem Glase Wein einlud. Bruno folgte der Einladung gern; sein Herz war so voll, daß er das Bedürfniß fühlte, es einem Verehrer des einsamen Königs auszuschütten. Der Baron stellte ihn seinem Vater, einem stolzen, echten Aristokraten vor und zog sich mit ihm nach einigen oberflächlichen Redensarten auf sein Studirzimmer zurück.

Als Bruno das Gespräch auf den König bringen wollte, meinte sein Freund trocken: „Der König soll sehr krank sein und die Regierung niederlegen wollen."

Bruno blickte seinem Freunde forschend ins Gesicht; derselbe schlug die Augen zu Boden und drehte sich eine Cigarette. „Der König erfreut sich der besten körperlichen und geistigen Gesundheit und denkt nicht an Abdankung," hub Bruno dann mit fester, beinahe harter Stimme an und erzählte dem Freunde, was er in den letzten Tagen erlebt. Zum Schluß entrollte er das Jubelblatt vor dessen Augen.

Der Baron athmete schwer, schlug sich darauf mit der Hand vor die Stirn, schritt in großer Erregung einigemal im Zimmer auf und nieder und rief dann ingrimmig lachend: „Hahaha! Empörend! Himmel und Hölle!"

Auf Brunos Frage, was die Räthselworte bedeuteten, entnahm er seinem Schreibtische eine umfangreiche Liste, auf der die glänzendsten Namen prangten, und überreichte sie Bruno mit den Worten: „Sehen Sie, lieber Freund, diese Liste ist uns zur Zeichnung von Beiträgen zugegangen, mit denen eine große Zeitung ins Leben gerufen werden soll, welche die Rechte des römischen Stuhles der Krone gegenüber vertheidigen soll. Es sind bis jetzt etwa 70 000 Mark gezeichnet. Die ersten Nummern, welche man in Hunderttausenden von Exemplaren durch das ganze Land verbreiten will, sollen Aufschlüsse über die Krankheit des Königs bringen."

„Ein allerliebstes, bübisches Plänchen!" rief Bruno empört. „Und wann soll das Blatt ins Leben treten?"

„Sobald man einen Redakteur gefunden hat", war die Antwort. „Bis jetzt will Niemand sich der Gefahr aussetzen, wegen Hochverraths vor den Staatsanwalt zu kommen."

„Ich danke Ihnen", versetzte Bruno, dem Baron warm die Hand drückend. „Dann wird es Zeit, daß auch ich handle."

„Was haben Sie im Sinne?" fragte der Baron erschreckt. „Ich werde den heimlichen Unterminirern eine Gegenmine legen; wer in die Luft fliegen wird — wir wollen sehen. Adieu!"

Bruno eilte davon, den Baron seinen Gedanken überlassend. — —

Kurze Zeit nach dieser Unterredung erblickte man in den Schaufenstern vieler Buchhandlungen eine Schrift ausliegen, die den Titel führte:

Einsam auf dem Throne.*)

Ein Lebensbild.
Zum Verständniß eines viel Verkannten
herausgegeben
von
X. Y. Z.

Bruno entrollte in dieser Schrift ein Bild des Gemüthslebens des Königs von dem Erwachen seiner idealen Jugendliebe bis zu dem plötzlichen Zusammenbruche seines Ideales, schilderte dann das Suchen des Einsamen nach Frieden und Vergessenheit, den Aufbau seiner Geisteswelt und das endliche Ruhefinden seines Herzens in der Kunst und Religion.

Es war dies die von dem jungen Dichter den Feinden des geistreichen Monarchen gelegte Gegenmine.

---

*) Diese Schrift ist unter dem Titel „Der Roman des einsamen Königs". Ein Liederkranz. Zum Verständniß eines viel Verkannten herausgegeben von K. v. R." in vierter revidirter Auflage im Verlage von C. O. Knorr in Berlin, Borsigstraße 17, erschienen, mit einem Titelbild versehen und broschürt für 1,20 M., fein gebunden mit Goldschnitt für 2 M. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Der Herausgeber.

Siebentes Kapitel.

Der König und seine Leute.

Die Kamarilla befindet sich in manchen Staaten in einer eigenthümlichen Lage, besonders wenn der regierende Fürst kinderlos ist und seine politischen und religiösen Anschauungen denjenigen des Nachfolgers entgegengesetzt sind. Tritt noch der Umstand hinzu, daß der regierende Fürst persönlich wenig oder gar nicht mit den Herren vom Hofe in Berührung tritt, der Thronfolger hingegen häufig und in liebenswürdiger Weise mit ihnen verkehrt, so wird deren Treue gegen den Regenten oft auf eine harte Probe gestellt, und häufig bestehen sie die Probe nicht. So kommt es, daß in derartigen Staaten die Kamarilla zwar im Dienste des regierenden Fürsten steht, in Wirklichkeit aber den Interessen des präsumtiven Thronfolgers ihre Dienste leiht.

Die Folge davon ist eine ganze Kette von Intriguen, die, dem Regenten verborgen, gegen ihn gesponnen werden, und die namentlich auch den Zweck haben, das Volk gegen seinen Fürsten einzunehmen.

Besonders gefährlich ist ein solches Intriguenspiel dort, wo die Geistlichkeit ihre Hand dazwischen hat und es überdies noch auf höhere Anordnung thut.

Einem derartigen Zusammengehen der Geistlichkeit mit der Kamarilla fiel der unglückliche, geniale Kaiser Maxi-

milian von Mexiko zum Opfer. Ein ähnlicher Versuch wurde kurz nach dem deutschen Kriege gegen den hochsinnigen Monarchen von Bayern unternommen. Der junge Fürst zerriß jedoch mit kraftvoller Hand das Netz, welches ihm über das Haupt geworfen werden sollte, fegte die Jesuiten aus seinem Lande und sandte die Hauptrerädelsführer in die Verbannung.

Bruno Waller hatte lange überlegt, ob er in seiner Schrift über den einsamen König der geheimen Wühlereien im Volke Erwähnung thun sollte, war jedoch zu dem Entschlusse gelangt, dies zu unterlassen; denn er glaubte, daß eine wahrheitsgetreue Charakteristik des viel verkannten Monarchen nach rein menschlicher Seite, demselben die Liebe seines Volkes erwerben müsse und seine Gegner entwaffnen werde.

Die Erwähnung jenes erschütternden Ereignisses, welches die alleinige Ursache der Weltflucht des königlichen Einsiedlers war, würde jenen zwar, wie Bruno meinte, unangenehm berühren, da er durch nichts an die traurige Geschichte erinnert werden wollte; allein der Dichter hat, nach Brunos Ansicht, auf Erden die Aufgabe, die poetische Gerechtigkeit stets zur Geltung zu bringen, wo die göttliche Gerechtigkeit einmal aussetzt. Und diese Gerechtigkeit der poetischen Rechtsgöttin verlangte, ein Wesen der allgemeinen Verachtung preiszugeben, welches mit dem reinen, unentweihten Herzen eines ideal gesinnten Jünglings sein frevelhaftes Spiel getrieben hatte.

Als das Buch erschienen war, übersandte der Dichter dem Polizeipräsidium ein Exemplar mit der Bitte, für die Verbreitung desselben nach Kräften Sorge tragen zu wollen, damit würdige Anschauungen über den König in seiner Landeshauptstadt platzgriffen.

In seiner Hoffnung auf die Hülfe des Polizeipräsidenten sah der junge Dichter sich jedoch getäuscht. Derselbe suchte

ihn vielmehr durch Drohungen und, da diese nichts fruchteten, durch Schmeicheleien und Versprechungen, sowie durch den Hinweis, daß der König selbst die Verbreitung der Schrift nicht wünsche, zur Unterdrückung der Broschüre zu bewegen.

Nach mehrtägigen Unterhandlungen erklärte sich Bruno endlich bereit, dieselbe aus dem Buchhandel zurückziehen zu wollen, wenn ihm der Wunsch des Königs schriftlich, mit der Allerhöchsten Namensunterschrift versehen, vorgelegt, oder wenn ihm eine Audienz bei dem Monarchen erwirkt, oder wenn ihm Unwahres oder Unwürdiges in seiner Schrift nachgewiesen würde.

Keine dieser Forderungen erklärte das Kabinet erfüllen zu können. Es werde gewünscht, meinte der Geheimsekretair, daß man sich im Volke nicht dem Wahne hingebe, als ob das Kabinet an der Herausgabe des Buches betheiligt sei. Denselben Wunsch habe der König.

„Wollen Sie mir das nicht schriftlich geben?“ fragte Bruno lauernd.

Der Geheimsekretär zuckte mit den Achseln. „Wenn Ihnen mein Wort nicht genügt — — —“

„Nein,“ erwiderte Bruno fest. „In diesem Falle kann mir Ihr Wort nicht genügen. Wenn Sie also nicht in der Lage sind, mir die königlichen Wünsche schriftlich vorzulegen, so bedauere ich, die Verbreitung des Büchleins nicht hindern zu können.“

Nach diesem Gespräche hatte Bruno noch eine Unterredung mit dem Polizeipräsidenten, welche ebenso resultatlos verlief. Der Präsident entließ den jungen Dichter deshalb mit der Drohung, daß er mit allen erlaubten Mitteln gegen ihn vorgehen werde.

Bruno ließ sich jedoch weder durch die Drohungen noch durch die, in der Folge gegen seine Person und die Ver-

breitung seiner Schrift getroffenen, Maßregeln einschüchtern. Er blieb seinem Vorhaben, die Bewohner der Residenz über das Leben und den Charakter ihres Fürsten aufzuklären, trotz aller Chikanen und Verläumdungen treu, ohne gegen die letzteren etwas zu unternehmen.

Nur als die Verfolgungen gewissermaßen einer Stellung unter Polizei-Aufsicht gleich kamen, theilte er der Freundin des Königs, der Prinzessin Beatrice, in einem offenherzigen Schreiben alles mit, was zwischen ihm, dem Kabinet und dem Polizeipräsidenten verhandelt worden war, legte ihr die Veranlassung seiner Schrift und die Ursachen seines Handelns dar und bat die hohe Frau um ihren Schutz.

Seit diesem Schritte hörten die Verfolgungen auf, und Bruno konnte unbelästigt seine weiteren Ziele verfolgen.

Er trug sich mit dem Wahne, über kurz oder lang zu dem einsamen Monarchen in nähere persönliche Beziehungen treten zu können, und hatte für diesen Fall die Durchführung mehrerer, vielleicht allzu phantastischer Pläne im Auge.

Der unglückliche Kaiser Maximilian von Mexico schrieb einst in sein Tagebuch: „Jeder Mensch hat seinen Privat-Wahnsinn; und der ihn nicht hätte, trüge nicht als Motor zur allgemeinen Weltbewegung bei."

Hiernach wäre als Motor zur allgemeinen Weltbewegung der Wahnsinn der Menschen anzusehen, oder, genauer genommen, der Wahnsinn der hochfliegenden, menschlichen Bestrebungen und Pläne, zu welchen den ersten Anstoß stets idealistische Regungen der Menschenseele geben, also der Wahnsinn des Idealismus.

Auch Bruno Walter hatte seinen idealistischen Privat-Wahnsinn. Derselbe stellte sich nach einem Briefe, welchen der jugendliche Schwärmer an einen, am preußischen Hofe besonders beliebten hessischen Prinzen geschrieben hatte, in folgenden Grundzügen dar:

Da der König für die Armen und Elenden in seinem Volke stets ein reges Interesse bewies, wollte Bruno ihn bewegen, sich an die Spitze einer großartigen, sozialen Bewegung zu stellen, welche die systematische Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen betreiben sollte; er wünschte die ausgesprochene Neigung des Königs für Bauunternehmungen dahin zu leiten, daß die großen Geldopfer, welche der kunstliebende Monarch seiner Neigung brachte, nicht nur den Künstlern, Handwerkern und Arbeitern zu gute kämen, welche bei diesen Bauten Beschäftigung fanden, sondern daß die Bauten selbst theilweise dem öffentlichen Interesse dienen sollten.

Der Bau eines großen Nationaltheaters, in welchem jährlich nach dem Vorbilde der olympischen Spiele theatralische Mustervorstellungen und Wettkämpfe zwischen den bedeutendsten Dichtern und Komponisten der Nation und den bedeutendsten Darstellern stattfinden sollten, war hierbei eine Lieblingsidee Brunos. Er erhoffte davon eine ganz bedeutende Hebung der dramatischen und musikalischen Kunst und ihrer Darstellung, sowie eine immer kräftigere Belebung des Interesses an der Kunst und eine Stärkung des nationalen Gedankens.

Der Generalintendant erwärmte sich für diese Idee sofort, veranlaßte den jungen Dichter, seine Gedanken zu Papier zu bringen und versprach ihm, dieselben dem Könige zu unterbreiten.

Als ein weiteres Ideal schwebte Bruno die endliche Versöhnung des Nordens mit dem Süden von Deutschland vor. Daß der Haß gegen den Sieger von 1866 durch die ultramontane Presse des Landes trotz der Bundesgenossenschaft von 1870 fortwährend geschürt wurde und im Volke selbst häufig drastischen Ausdruck fand, erfüllte den jungen Patrioten mit tiefem Schmerz.

Er hatte bald erkannt, daß die Hetzer ihren Muth zu

den Hetz- und Brandartikeln im Hinblick auf die reservirte Haltung fanden, welche der König dem deutschen Kaiserhofe gegenüber einnahm, und es war seine feste Ueberzeugung, daß dem sinnlosen Preußenhaß, der doch jeder vernünftigen Grundlage entbehrte, sofern er nicht ein religiöser Haß war, nur durch einen Besuch des Königs am Kaiserhofe zu Berlin ein Dämpfer aufgesetzt werden könne.

Zu diesem Besuche hoffte Bruno den einsiedlerischen Monarchen dereinst um so eher bewegen zu können, als bei diesem das, bei verschiedenen Gelegenheiten sehr deutlich und entschieden bewiesene, deutsche Nationalgefühl alle übrigen Interessen in den Hintergrund drängte.

Einige Aussicht auf Verwirklichung seiner Pläne hatte der jugendliche Schwärmer freilich nur dann, wenn es ihm gelang, die Sympathie des einsamen Denkers auf dem Throne zu erringen, und das war nicht leicht.

Die vielfachen trüben Erfahrungen, welche der König hinsichtlich der Treue, der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit von Personen hatte machen müssen, mit denen er längere Zeit persönlich und vertrauensvoll verkehrt hatte, waren nicht ohne Einfluß auf seine Gemüthsstimmung geblieben. Seiner Seele hatte sich mit der Zeit eine gewisse Bitterkeit bemächtigt, welche es ihm wünschenswerth erscheinen ließ, mit der falschen, augendienerischen, ihren eigenen Vortheil suchenden, verlogenen Menschheit so wenig als möglich in Berührung zu kommen.

Deshalb verkehrte der König persönlich eigentlich nur mit seinem alten, erprobten Diener, dem General-Intendanten. Allein dieser war Bruno wohlwollend gesinnt und konnte daher den Verdächtigungen und Anschwärzungen, welche des Dichters Gegner etwa an allerhöchster Stelle versuchten, das Gegengewicht halten. Daß man im Kabinet und auf dem Polizeipräsidium der Meinung war, die Broschüre über

den König sei nur eine Buchhändlerspekulation und der Verfasser sei ein geldsüchtiger Egoist, das hatte der Polizeipräsident dem idealistischen Verehrer des genialen Monarchen gerade in das Gesicht gesagt, und Bruno hatte darauf geschwiegen, weil er aus anderen Bemerkungen des hohen Staatsbeamten ersehen hatte, daß die Herren bei Hofe die schwärmerische Zuneigung eines Preußen zu ihrem Landesherrn nicht begreifen konnten, daß sie vielmehr diese Neigung, die nur dem idealen Menschen und deutschen Patrioten galt, für Heuchelei und Thorheit erklärten. Diese Herren von ihrem Glauben zu bekehren wäre aber ein vergebliches Bemühen gewesen; denn eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß ein Höfling einen Menschen für uneigennützig zu halten anfängt, wenn er sich in die Meinung von dessen Selbstsucht einmal verrannt hat.

Bruno versuchte auch keine derartige Bekehrung. Es genügte ihm, daß die Prophezeihung des Präsidenten, er werde von der Schrift über den König in der Hauptstadt kaum fünf Exemplare an einige Neugierige absetzen, glänzend durch das Interesse der Residenzbewohner für ihren Monarchen widerlegt wurde, und daß alle Versuche seiner Gegner, die Schrift zu unterdrücken, vergeblich waren. Dieselbe verbreitete sich vielmehr innerhalb weniger Wochen durch die ganze Stadt und wurde namentlich in den besseren Kreisen viel gelesen und erörtert, wozu die gerade um diese Zeit stattfindenden Hofbälle reichlich Gelegenheit boten. In der Stimmung der hauptstädtischen Bevölkerung vollzog sich rasch ein merklicher Umschwung; von der Krankheit und Abdankung des Königs wurde nicht mehr gesprochen und die Gründer der großen, antiköniglichen Zeitung verschwanden mit ihrer Sammelliste spurlos von der Bildfläche des Residenzlebens.

Die Sympathie für den unglücklichen, geistvollen Landes-

herrn wuchs sogar auf Kosten der Ultramontanen. Denn als in diesen Tagen der neue Erzbischof seinen feierlichen Einzug in die Stadt und die dem königlichen Residenzschlosse gegenüber liegende Kirche hielt, wurden aus der Menge verschiedene Stimmen laut, die es für höchst unangebracht erklärten, daß dem von Rom abhängigen Kirchenfürsten Ehrenbezeugungen erwiesen würden, wie sie nur dem Könige zukämen.

Auch der bald darauf erlassene Hirtenbrief, welcher den Stuhl St. Peters über alle Stühle im Hause Davids stellte, wurde mit sehr gemischten Empfindungen aufgenommen, von mehreren Zeitungen sogar ganz entschieden zurückgewiesen.

Zu dem letzteren Erfolge hatte allerdings der Redakteur des größten ultramontanen Blattes der Hauptstadt, der muthigste und geistreichste Vorkämpfer des Papismus, wesentlich beigetragen, welcher dem heiligen Vater für einige Verwarnungen die Freundschaft gekündigt hatte, für den römischen Stuhl Peterspfennige nicht mehr sammelte und in seiner Zeitung einen freieren Ton anschlug.

Achtes Kapitel.

Ein zweiter Tasso.

Seine liebliche, unbekannte Fee hatte Bruno seit der letzten Begegnung nicht wieder gesehen; umsomehr beschäftigten sich seine Gedanken mit ihr.

Er hatte sie einst gegrüßt, weil ihr Blick gewissermaßen verwundert fragte, weshalb er es unterlassen; und sie hatte mit einer gewissen huldvollen Liebenswürdigkeit gedankt, wie man sich für einen dargebrachten, selbstverständlichen Tribut bedankt.

Tag und Nacht grübelte der junge Dichter darüber nach, wo und unter welchen Verhältnissen er dem reizenden Wesen vielleicht begegnet sein könnte; denn daß er früher in näheren Beziehungen zu ihr gestanden haben müsse, war ihm nicht mehr zweifelhaft. Das schelmische Gesichtchen fiel ihm bei der ersten Begegnung sofort auf, die tiefblauen Märchenaugen hatte er früher öfters in heimlicher Freude betrachtet.

Sein Grübeln war jedoch vergeblich. Nur so viel hatte er im Laufe der Zeit erfahren, daß die junge Dame nicht die Baronesse Sp. war, weil diese nach dem Urtheile eines Freundes, welcher sie persönlich kannte, braune Augen, dunkles Haar und eine kleine, zierliche Figur ihr eigen nannte.

Diese Enttäuschung vermochte indeß das Interesse

Brunos für sein Ideal, — denn als ein solches zog die schöne Unbekannte durch seine Träume, — nicht abzuschwächen. Er brannte vielmehr vor Begierde, das geheimnißvolle Räthsel zu lösen. Allein bisweilen beschlich ihn eine bange Furcht, daß die Lösung ihn nicht erfreuen könnte, daß es ihm wie dem Jünglinge vor dem verschleierten Bilde zu Sais ergehen möchte, und dann wünschte er wieder in seiner glücklichen Ungewißheit, in seinem süßen, von allerlei Hoffnungen durchwebten, Traume verharren zu dürfen. Konnte die junge Dame nicht noch höher stehen als eine Baronesse oder Komtesse? Konnte sie nicht eine Fürstin oder Prinzessin, vielleicht sogar die Prinzessin Beatrice selbst sein?

Die letzte Vermuthung gewann in Brunos Innerm mehr und mehr die Oberhand, und damit wuchs seine Sehnsucht, die Prinzessin einmal von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen. Diesem Wunsche schien jedoch vorläufig keine Gewährung zu winken, weil das prinzliche Ehepaar sich zu einem Besuche nach Wien begeben hatte und der Tag der Rückkehr nicht festgesetzt war.

Inzwischen wanderte Bruno täglich mehrmals die L . . straße hinunter und an dem prinzlichen Palais vorüber nach dem Dorfe S . ., woselbst sich eine, durch ihr vortreffliches Bier berühmte, Brauerei befand. Bei jedem dieser Spaziergänge unterwarf er sowohl das Palais wie auch das Botschaftshôtel einer genauen Prüfung in der Hoffnung, an irgend einem Fenster das ihm so liebe, schelmische Gesichtchen zu erblicken.

Endlich krönte der Erfolg sein beharrliches Bemühen.

Es war an einem schönen Herbstnachmittage. Die linde Luft und der wärmende Sonnenschein hatten viele Spaziergänger ins Freie gelockt. Schaarenweis strömten sie die L . . straße hinunter, um sich in dem englischen Garten zu

ergehen oder sich unter den laublosen Bäumen der Brauerei an Bier und Würsteln zu laben. Auch Bruno lenkte dem Tempel des Gambrinus, langsam dahinschlendernd, seine Schritte zu.

In der Nähe des Siegesthores kam ihm seine Göttin, an jeder Hand ein kleines Mädchen führend, entgegen. Dem jungen Dichter stockte der Athem. Alle seine Träume, Hoffnungen und Wünsche mußte er begraben, wenn die Dame verheirathet war, wenn sie die Mädchen ihre Kinder nannte. Es war ihm in dem Sturme der Gefühle, welcher plötzlich seine Brust durchtobte, ganz unmöglich, dem lieblichen Wesen, nach dessen Anblick er sich wochenlang vergebens gesehnt hatte, in dem gegenwärtigen Augenblicke unbefangen entgegen zu treten. Er fürchtete, aller Augen würden auf ihn gerichtet sein, jedermann würde seine Befangenheit erkennen, und aus aller Mienen würde ein spöttisches Lächeln ihm verkünden, was der Unglückliche schon so lange wußte, daß er in die junge Frau über alle Maßen verliebt sei. Ja, er liebte sie! Das Stocken seines Herzblutes, die plötzliche Unsicherheit seiner Haltung, das beängstigende Gefühl, wenn er sich ihr näherte, das volle Aufathmen, wenn er an ihr vorübergegangen war, und hundert andere Nebenumstände hatten ihm schon längst die Gewißheit gegeben, daß er sie liebe, daß sie sein ganzes Denken beherrsche. Und nun war sie nicht mehr frei, war schon seit Jahren verheirathet und, wie ihr ganzes Wesen verrieth, äußerst glücklich verheirathet!

Alle diese Gedanken wirbelten Bruno durch das Haupt. Ausweichen konnte er nicht mehr; also kehrte er plötzlich um und begab sich nach einigen Schritten auf die andere Seite der Straße, woselbst sein Auge unter den Spaziergängern einen befreundeten, etwas korpulenten Doktor der Archäologie erspäht hatte, welcher gemessenen Schrittes einherwandelte.

Als Bruno nach einigen Worten der Begrüßung seinen Blick flüchtig zu seiner schönen Unbekannten hinübergleiten ließ, bemerkte er, daß sie lächelte. Ahnte sie seine Gluth? War ihr seine Verwirrung nicht entgangen? Galt ihr Lächeln seiner Flucht oder ihren Kindern? —

In dem lärmenden Treiben der Brauerei fühlte der junge Dichter sich nicht wohl. Er bedurfte der Einsamkeit und Sammlung, und verabschiedete sich deshalb bald von seinem weniger melancholischen Freunde, um in der Stille der englischen Anlagen seinem aufgeregten Herzen den Frieden wiederzugeben.

Nach einer Stunde kehrte Bruno auf die Heerstraße zurück, friedlos, wie er sie verlassen hatte. Die Sonne neigte sich zum Untergange. Langsam schwankte ihr großer, dunkelrother Feuerball in dem rosig-goldenen Dufte des Abendhimmels hin und her. In der Nähe des prinzlichen Palais blieb der Dichter stehen, um das schöne Schauspiel zu betrachten.

„Wo sie jetzt wohl weilen mag?" dachte er traurig. „Ob sie wohl ein Mal meiner gedenkt? Thor! Sie hat ja einen liebenden und geliebten Gatten. Sie hat ja ihre reizenden Kinder. Das ist ihre Welt und um diese kreisen ihre Gedanken; was kümmert sie die übrige Welt mit ihren überspannten Träumern und Schwärmern? — Aber wenn die Mädchen nicht ihre Kinder sind? — — Von hieraus kam sie mir entgegen. Wenn, wie nach der Begleitung des Dieners zu schließen, die Kinder Prinzeßchen, wenn es vielleicht gar die Töchter der Prinzessin Beatrice sind? — dann ist deine liebliche Unbekannte sicherlich deren Erzieherin, denn die Prinzessin selbst befindet sich auf Reisen." — Aber welches Licht flammte plötzlich in seiner Seele auf? Die Aehnlichkeit, die wunderbare Aehnlichkeit, die tiefblauen Märchenaugen, in welche er sich als junger Student so

gern fragend und ahnend versenkte — — „sie ist es, großer Gott, sie ist es, die kleine, fröhliche Lachtaube, welche dir einst so bitter bös ward, als du in aufwallender Leidenschaft einen heißen Kuß auf ihre trotzigen Lippen drücktest! Sie ist es, die kluge, liebliche Goldelse, wie sie von jedermann genannt wurde, die dich durch ihre gescheidten Fragen so oft in Verlegenheit setzte. Es ist kein Zweifel; vor sieben Jahren, als du aus dem gastlichen Hause ihres Vaters schiedest, war sie zwölf Jahre alt. Mehr wie neunzehnjährig kann die junge Dame auch nicht sein. Gouvernante wollte sie ja immer werden. Nun, sie hat hier ein gutes Unterkommen gefunden, ein Beweis ihrer Tüchtigkeit und ihres edlen Charakters. So hast du sie endlich gefunden, die Göttin des Friedens, welche deinem wilden, ruhelosen Herzen „Halt" gebieten und deinen wanderungslustigen Fuß an die heimische Scholle fesseln wird, und gern wirst du von ihr dich fesseln lassen. Ach! es geht doch nichts über ein trautes Heim, in welchem ein geliebtes Weib in Treue schaltet und waltet!"

Durch diesen Gedankengang war Bruno zu dem Glauben gelangt, daß seine reizende Unbekannte und die lustige Elsa von — von — (den Vatersnamen hatte er vergessen), welche er vor Jahren als Pflegekind eines Predigers auf einem pommerschen Dorfe kennen gelernt hatte, ein und dieselbe Person sei und bei der Prinzessin Beatrice die Stellung einer Erzieherin bekleide. In seinem Glauben wurde er durch ein wunderliebliches Bild bestärkt, das sich beim Weitergehen seinen Augen darbot. Als er seinen Blick suchend über die Front des prinzlichen Palais gleiten ließ, bemerkte er an einem Fenster des ersten Stockes den holden Gegenstand seiner Neigung. Sie saß auf einem Sessel, hatte eins der Prinzeßchen auf ihren Schoß gehoben und küßte es herzlich ab, während dieses sich innig mit dem blonden Köpfchen an sie schmiegte. „Madonna

della sedia", flüsterte Bruno glückberauscht und blieb, von dem Schauspiel festgebannt, einige Sekunden stehen. Die letzten Strahlen der versinkenden Sonne übergossen die erblühte Rose und das reizende Knöspchen mit roth glühendem Goldglanz. In diesem Augenblicke bemerkte die junge Dame den regungslosen Schwärmer dort unten auf der Heerstraße. Ein flüchtiges Lächeln glitt durch ihre engelreinen Züge. Dann neigte sie sich zärtlich über das Kind, strich ihm die Haare aus der Stirn und küßte es von neuem.

Um ein Leben voll Hoffnung reicher und die schönsten Pläne für die Zukunft spinnend, wanderte Bruno seiner Behausung zu. Der Adreßkalender verrieth ihm den Namen der Erzieherin. Unter den Hofdamen der Prinzessin war nur ein Fräulein, Elsa von F., aufgeführt. Es war also seine muntere Goldelse. — — —

Die glückliche Stimmung des jungen Dichters wurde allerdings bisweilen durch den Gedanken getrübt, daß es fast unmöglich sei, sich der Dame seines Herzens zu nähern; allein die Erinnerung an Pyramus und Thisbe und das Vertrauen auf den Gelegenheitsmacher Amor ließ ihn nicht ohne weiteres verzagen. Auf der Straße durfte er sie freilich nicht ansprechen, weil ihr stets ein Diener folgte. Indessen, auf der Eisbahn war es möglich, ihr ungesehen ein Briefchen zuzustecken; und er konnte seine Fee ja besingen, konnte ihr seine Lieder widmen, konnte durch den Geheimsekretär der Prinzessin Beatrice vielleicht in die Lage kommen, sie persönlich zu sprechen. Er beschloß also, den alten Herrn ins Vertrauen zu ziehen und begab sich nach einigen Tagen, als die Zeitungen die Rückkehr der Prinzessin gemeldet hatten, in dessen Wohnung.

Der Geheimsekretär empfing Bruno mit liebenswürdiger Freundlichkeit und fragte nach seinem Begehr. Der Dichter entrollte vor seinen Augen das Jubelblatt, welches dem Herrn

nicht bekannt war, und über das er sich sehr enthusiastisch äußerte, und fragte ihn, ob er es nicht der Prinzessin überreichen wolle, damit diese es gelegentlich dem Könige übergebe, dem es gewiß nicht angenehm sei, das Original in fremden Händen zu wissen.

Der Geheimsekretär erwiderte, er glaube zwar nicht, daß die Prinzessin das Bild annehmen werde; jedenfalls werde sie dasselbe nicht dem Könige aushändigen, weil dieser strengen Befehl gegeben habe, nichts vor seine Augen zu bringen, was ihn an seine ehemalige Verlobte erinnern könnte. Allein es sei vielleicht ganz gut, wenn die Prinzessin den Besitzer des Bildes kenne. Deshalb solle Bruno dasselbe nur der hohen Frau übersenden.

Der junge Dichter befolgte den Rath, erhielt das Jubelblatt jedoch nach einigen Tagen mit der Bemerkung zurück, daß es der Prinzessin leider nicht möglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Dieser Ausgang enttäuschte den verliebten Schwärmer ein wenig. Er hatte im Stillen doch auf Erfüllung seiner Bitte und damit auf eine Audienz bei der Prinzessin gehofft. Trotzdem ließ er den Muth nicht sinken.

Mehrmals hatte er, wenn sein Weg ihn in den Mittagsstunden an dem Palais vorbeiführte, an einem Fenster des ersten Stockwerkes seine liebliche Unbekannte, mit einer Stickerei beschäftigt, bemerkt. Er speiste deshalb fortan in der Brauerei von S. zu Mittag, um, auf dem Wege dorthin das Glück ihres holdseligen Anblickes möglichst oft zu genießen. Zugleich aber überließ er sein Herz dem kühnen Wahne, seine Goldelse möchte, wenn sie ihren stillen Verehrer stets um dieselbe Stunde an ihrem Heim vorüberwandeln sähe, zu dieser Zeit einmal in dem prinzlichen Parke und auf dem Pfade zu treffen sein, welcher sich in unmittelbarer Nähe des Gitters hinzog, das den Park von der Heerstraße trennte. Sollte

diese Hoffnung sich aber dereinst verwirklichen, so wollte Bruno der jungen Dame durch das Gitter ein Briefchen zuwerfen, in welchem er seine tiefe Neigung in glühenden Worten schilderte und sie um die Gunst einer Unterredung bat. Dieses Briefchen trug er stets bei sich; allein Woche auf Woche verging ohne die Gelegenheit, es zu befördern, und Bruno gerieth in eine höchst unglückliche Gemüthsstimmung, die sich in den Aufzeichnungen seines Tagebuches aus dieser Zeit in folgender Weise darstellt:

Am 17. November.

Vormittags auf der Eisbahn gewesen. Elsa war auch dort. Sie lief Hand in Hand mit einem Offizier, dem Gemahl der Prinzessin Beatrice, wie ein Kenner behauptete. Es stieg mir heiß in der Brust empor. Die Eifersucht ist eine verzehrende Flamme. Elsa beachtete mich kaum. Sie lächelte nur ihren Begleiter an. Nun freilich — ein Prinz und ein armer Poet — welches weibliche Wesen wird da wohl eine schwere Wahl haben? Trotzdem war ich glücklich, in ihrer Nähe sein, ihr liebliches, sanft geröthetes Antlitz, ihre vor Vergnügen strahlenden, himmlischen Augen schauen zu dürfen. Doch war es mir ein unendlich hoher Genuß, mich an den graziösen Bewegungen der zarten Elfengestalt laben zu können. Ja, es war ein Genuß trotz aller Bitterkeit im Herzen, den nur so thörichte Träumer, wie ich, zu verstehen und zu würdigen vermögen. Ich bin ein thörichter Träumer, ja wohl! Allein, wer ist es nicht, wer war es nicht wenigstens einmal im Leben.

Am 19. November.

Elsa saß am Fenster und nähte. Wie beneide ich den Faden, und wie hasse ich ihn um das Glück, durch ihre rosigen Finger gleiten, ihre Rubinlippen berühren zu dürfen! Ich grüßte. Sie dankte nicht. Und doch hatte sie mich bemerkt, sie muß mich bemerkt haben. Liebe fühlt sie also

nicht. Konnte sie es denn auch? Die hohe Gestalt eines Offiziers erschien neben ihr am Fenster. Himmel! Wieder der Prinz! Er spricht zu ihr; sie lächelt. Er erfaßt ihre Hand und küßt ihre Fingerspitzen. Sie schaut ihm glücklich lächelnd ins Auge. — — — Thor! dummer, blöder Thor auf der Landstraße! Laß dich mit deinen verrückten Träumen begraben!

Am 24. November.

Ist es ein Spiel des Zufalls? Ich wage es nicht zu denken und doch rufen tausend Stimmen in meinem Herzen: „Nein, es ist kein Zufall! Sie weiß, wie unendlich glücklich Dich ein Blick ihrer blauen Kindesaugen, ein Lächeln ihrer holdseligen Lippen macht und sie will Dich Armen dieses Glück genießen lassen. Deshalb nimmt sie bei ihren Ausfahrten bisweilen ihren Weg durch die Straße, in welcher sie Dich wohnen weiß.“

Ob sie wohl ahnt, was ich ihretwegen leide? Wie sollte es ihr verborgen sein? Wenn ich in dumpfen Träumen am Fenster stehe, meine heiße Stirn gegen die kalten Scheiben presse und vor Weh und Sehnsucht vergehen möchte, und sie fährt vorüber und ihr freundliches Auge erblickt mich, sieht sie mich dann nicht wie verklärt, fliegt dann nicht glückliche Freude gleich Sonnenleuchten über meine verdüsterten Züge? Wie sollte sie nicht wissen, daß ihre Erscheinung allein diese Veränderung hervorbringt? Die Frauen haben ein so feines Gefühl! Der Frauen Blick dringt ja in die tiefsten Falten des Herzens. Ja, sie kennt mein Leiden, sie bemitleidet mich, und da sie mich nicht heilen kann, will sie mich durch ihren öfteren Anblick trösten. Armer Kerl! der Trost ist wie Oel, in die Flammen Deiner Leidenschaft gegossen, und läßt sie nur höher emporschlagen, facht sie nur stets von neuem an, statt sie zu löschen. Wie soll das enden? Ich sehe keinen Ausweg aus diesem Wirrsal, keinen Ausweg.

Am 25. Dezember.

Könnte ich doch so nüchtern und prosaisch über das Leben urtheilen, wie mein dicker Doktor! Könnte ich doch so pessimistisch über die Frauen denken, wie dieser unverbesserliche Satyr, dem wohl noch niemals eine edle Frau begegnet ist! — — —

Da wir beide zu keiner Familie in näheren Beziehungen stehen, beschlossen wir, den heiligen Abend im Rathshause bei einer Flasche Rheinwein zu verleben.

Nachdem wir unsere Ansichten über die Aufgaben des antiken Chores in der Tragödie ausgetauscht, geriethen wir in eine hitzige Debatte über die Frauen. Der Doktor brach über Alle den Stab; insonderheit fanden die verheiratheten Frauen vor seinen Augen gar keine Gnade. Seine Behauptungen illustrirte er durch Skandalgeschichten aus der höheren Gesellschaft, ohne jedoch meinen Glauben an Frauenwürde erschüttern zu können. Als er aber in seinem Cynismus zu weit ging, verließ ich empört das Lokal.

Es war eine herrliche, milde Mondnacht. Langsam wandelte ich die L.straße hinunter, schritt durch das Siegesthor und blieb vor dem Palais stehen, in welchem mein Frauenideal die Geburt des Welterlösers feierte. Die Fenster des ersten Stockwerkes waren noch hell erleuchtet. „Sie ist noch wach und glücklich," flüsterte ich, lehnte mich an eine Pappel und versank in Grübeleien. Plötzlich hörte ich hinter mir das Stampfen von Rossehufen, und als ich mich umwandte, sauste das königliche Viergespann mit dem goldglänzenden Prachtschlitten an mir vorüber und husch, husch, in den englischen Garten hinein.

Der König blickte gedankenverloren vor sich hin; allein auf seinem Antlitze ruhte ein Schimmer jenes Glückes,

welches die Zufriedenheit mit sich selbst verleiht. „Auch eine Weihnachtsfeier!" dachte ich, dem einsamen Denker trübe lächelnd nachblickend. „Eine Weihnachtsfreude erhellt Dein vergiftetes Leben aber schwerlich. Denn Weihnachtsfreuden bereitet nur die Liebe." Und doch hatte er sich eine wahrhaft königliche Freude bereitet. Denn wie die Zeitungen meldeten, hatte er sämmtlichen Volksschullehrern der Monarchie, die fünfundzwanzig Jahre im Amte waren, eine Gratifikation von je fünfzig Mark aus seiner Privatschatulle zugewiesen.

Am 3. Januar.

Könnte ich ihr doch einen einzigen kleinen Dienst erweisen! — Wenn ich so in Gedanken dahinschreite und sie vor mir schweben sehe, wie das Glück auf rollender Kugel, das den Bethörten nach sich zieht und im Abgrunde zerschellen läßt, dann denke ich mit Sehnen: „Ach, daß sie nur einmal ihr Taschentuch verlöre und es mir vergönnt wäre, ihr dasselbe zu überreichen, um ihr einmal recht tief in die schönen Blauveilchenaugen zu schauen, ihr Wort an mich gerichtet zu hören, ihren süßen Athem mein Antlitz streifen zu fühlen!" Oder ich wünsche auch wohl, daß sie mir an einer Stelle der Stadt begegnen möchte, die sie trockenen Fußes nicht überschreiten könnte, und daß es mir vergönnt wäre, wie Raleigh meinen Mantel als Teppich über die Stelle zu breiten, oder sie hinüberzutragen, wie Ekkehard. Ach! sie ein einziges Mal im Arm zu halten, — der Gedanke schließt einen Himmel voll Seligkeit in sich und — — — eine Hölle voll Wahnsinn.

Am 18. Februar.

Der Schnee ist seit acht Tagen verschwunden; den See im englischen Garten fesselt keine Eisdecke mehr. Ich stand am Ufer und blickte in die Fluth. Mein Herz ist zerrissen; ich kann nicht mehr arbeiten, nicht mehr regelrecht denken.

Und doch sind meine Gedanken göttlich, da Elsa der alleinige Inhalt derselben ist. Mitunter möchte ich die ganze Menschheit vergiften, um mit Elsa allein die Erde zu bewohnen. Auch heute befand ich mich in der verzweifelten Wuthstimmung. In der Ferne klangen die Kirchenglocken. Die Thränen traten mir ins Auge; aber es waren Thränen ohnmächtigen Zornes über meine Lage, über die konventionellen Schranken, welche Menschen zwischen uns errichtet hatten, über diese Menschen selbst und auch über Elsa. Da rollte nicht weit von meinem Standorte eine Equipage vorbei, in welcher sich Elsa und noch eine Dame, wahrscheinlich die Prinzessin Beatrice, befanden. Ich blickte starr hinüber; doch zog ich den Hut. Elsa dankte freundlich; allein sie lächelte nicht. Es schwamm in ihren Augen wie tiefes Mitgefühl mit meiner Krankheit. Vielleicht fürchtete sie, ich wollte mir ein Leid anthun. Ich mag wohl verzweifelt genug dareingeschaut haben. — —

Als sie meinen Blicken entschwunden war, schrieb ich in mein Notizbuch:

Sonntagsmorgen.

Heut' ist Sonntag. Ueberall
Die Leute zur Kirche wandern.
Ich steh' am See, das Herz voll Qual.
Was kümmern mich die andern?

Mein Herz voll Qual sieht überall
Verleumdung, Haß und Tücke.
Die Menschenbrut riss' ich vor Wuth
Gern sammt der Welt in Stücke.

Da muß Dein liebes, süßes Bild
Mir grüßend vor Augen treten.
Ich wanke zur Kirche weich und mild,
Für Dich und die Brüder zu beten.

Beten, ja beten! Wie lange ist es her, daß ich das letzte Gebet gesprochen? Wie viele Jahre mögen wohl verflossen sein seit jener schönen Zeit des Verkehrs mit Gott, da keine Leidenschaften das arme Herz durchtobten und ihm den Frieden raubten? „Vergessen giebt Frieden!“ Ja, wer das Vergessen lernen könnte! Uns schwachen Sterblichen kann nur Gott den Frieden geben. — — Meine Seele wurde durch solche Gedanken ruhiger. Ich dichtete auf dem Heimwege noch einige Verse an Elsa, welche ich der Sammlung als Widmung voransetzen werde. Mir fehlt nur noch das Schlußgedicht, und ohne ein solches kann ich ihr die Lieder nicht übersenden. Doch halt! So wird es gehen:

Die schönsten meiner Lieder,
Sie sollen Dein eigen sein,
Und wenn sie Dich umrauschen,
Gedenke meiner Pein,
Von Dir getrennt zu leben
Und Dir so nah' zu steh'n,
Dich niemals sprechen dürfen
Und täglich Dich zu seh'n.

Die schönsten meiner Lieder
Verkünden Dir nah' und fern:
„An meines Lebens Himmel
Bist Du der schönste Stern!“
Doch werden sie noch klingen,
Wenn längst wir gestorben sind,
Und sagen wie ich liebte
Dich, schönes, frohes Kind.

* * *

Einige Tage später ließ der junge Dichter der von ihm verehrten jungen Dame seine Lieder zugleich mit einem Schreiben zugehen, in welchem er sich bitter beklagte, daß sie durch ihr holdes Lächeln, durch den Liebreiz ihres ganzen

Wesens, durch die Musik ihrer Sprache und den Zauber ihrer tiefblauen Märchenaugen seinem Herzen die Ruhe geraubt habe, und in welchem er sie flehentlich bat, ihm den Seelenfrieden wiederzugeben, indem sie ihn mitunter in ihrer Nähe weilen ließe. Er gestand ihr, daß er sie schon als Kind geliebt habe, daß seine Liebe aber jetzt durch das Wiedersehen zu einer Flamme entfacht sei, welche sein ganzes Sein verzehren müsse, wenn sie ihn nicht rette. Diesem Briefe fügte er seine Photographie bei.

Als Bruno seine Sendung der Post übergeben hatte, überkam ihn eine merkwürdige Unruhe. Wenn seine Goldelse nun doch nicht die Erzieherin Elsa von F. war? Wenn ihn nur eine zufällige große Aehnlichkeit genarrt hatte? Wenn die Vertraulichkeit, welche zwischen der jungen Dame und dem Prinzen herrschte, Gattenvertraulichkeit war? Siedendheiß schoß Bruno bei diesen Gedanken das Blut ins Gesicht. Er eilte aus der Schwüle der Gassen, in denen die Häuser sich zusammenzudrängen schienen, vor das Thor, durchstreifte die englischen Anlagen und kehrte gegen Abend zu der Stadt zurück, um sich im Hoftheater die Vorstellung des „Tasso" anzusehen. Er hatte den Zuschauerraum ziemlich frühzeitig betreten, nahm, um nicht so häufig aufstehen zu müssen, seinen Platz im Parquet noch nicht ein, lehnte sich an eine der Parquetlogen und blickte traumverloren vor sich nieder. Aus seinem Sinnen weckten ihn kurz vor Beginn der Vorstellung die Worte eines Offiziers in seiner Nähe, welche dieser seinem Freunde zuraunte: „Sieh nur, Kuno, die Prinzeß Beatrice ist heute wieder himmlisch."

Beatrice! Sie war also zugegen! Wie oft hatte Bruno vergeblich nach der prinzlichen Loge ausgeschaut, um die Prinzessin kennen zu lernen. Jetzt war sein Wunsch erfüllt; den „Tasso" ließ sie nicht vorübergehen. Schüchtern erhob

der junge Dichter den Blick nach dem wohl bekannten Platz, und jähe Blässe ließ sein Gesicht erstarren. An der Seite ihres Gemahls stand der Abgott des Landes, die Prinzessin Beatrice, — Brunos vermeintliche Goldelse. — Sie trug ein hellgelbes Seidenkleid, im ihrem blonden Haar strahlte über der Stirn ein Stern von Diamanten. — Wie geistesabwesend starrte der junge Dichter hinüber. Um die rosigen Lippen der Prinzessin spielte ein mitleidsvolles Lächeln; ihr holdes Auge ruhte einen Moment auf dem kühnen Sänger, hoheitsvoll, traurig, aber nicht zürnend, sondern verzeihend. — Noch einen tiefen, tiefen Blick sandte Bruno in die lieben, göttlichen Himmelssterne; dann verließ er das Theater wie ein Träumender, während seine Lippen: „Armer Tasso, ich verstehe dich!“ flüsterten. — —

Neuntes Kapitel.

Der König als Regent und Bauherr.

In den ersten Tagen des März verließ der König die Hauptstadt, in welcher er sich während des ganzen Winters aufgehalten hatte, ohne daß durch seine Anwesenheit die Physiognomie des hauptstädtischen Lebens eine andere geworden war, und siedelte nach dem einige Stunden von der Residenz entfernten, romantisch am See von S.. gelegenen Schlosse B.. über, woselbst während des Sommers auch der Hof verblieb.

Von der Prinzessin Beatrice verabschiedete der König sich persönlich, nachdem er derselben Tags zuvor ein prächtiges Bouquet von weißen Kamelien und Veilchen hatte überreichen lassen.

In seiner ländlichen Zurückgezogenheit verbringt der König den größten Theil des Tages und einen Theil der Nacht mit Erledigung der Regierungsangelegenheiten, welche oft mit staunenerregender Schnelligkeit erfolgt.

Bruno hatte diese Erfahrung einst selbst gemacht, indem er auf eine Eingabe an den König bereits nach drei Tagen den allerhöchsten Bescheid in Händen hatte.

Dabei zieht der König selten seine Minister zu Rathe, so daß diese oft ihrer Verwunderung darüber Ausdruck verleihen, wie rasch Allerhöchstderselbe in wichtigen Angelegen-

heiten, welche für sie ein Gegenstand tagelanger Erwägungen und Erörterungen waren, die richtige, alle befriedigende Entscheidung fällt und damit den Beweis liefert, daß er in allen Ressorts meist besser zuhause ist, als der ressortirende Minister.

Dieser, alles umfassenden, Kenntniß und dem ungemeinen Scharfsinn des königlichen Einsiedlers ist es zuzuschreiben, daß derselbe außerdem viel Muße für die Beschäftigung mit der Kunst und Literatur übrig hat, wozu allerdings auch der Umstand beiträgt, daß er seinen künstlerischen Neigungen die Stunden widmet, welche andere Monarchen für ihre Familie, für gesellige und andere Vergnügungen oder für Reisen verwenden.

Der einsiedlerische Monarch ist kein Freund des Reisens, in fremden Ländern hat er sich niemals aufgehalten. Wenn er auch hin und wieder incognito in Paris verweilt, so dient ein solcher Ausflug doch nur künstlerischen Zwecken; denn das Pariser Leben interessirt den König ebenso wenig, wie das gesellschaftliche Treiben irgend einer anderen Großstadt.

Man würde indessen sehr fehl gehen, wenn man der Meinung wäre, daß der König den landschaftlichen Schönheiten anderer Länder keinen Geschmack abzugewinnen vermöchte, oder daß er diese Schönheiten nicht kenne. Dieselben sind ihm vielmehr sehr wohl bekannt, und oft erlabt er sich in seiner Einsamkeit an ihrem Anblicke. Nur unterscheidet er sich von den Touristen dadurch, daß er nicht, wie diese, jene Orte besucht, — weil seine Zeit ihm zu kostbar ist, um Tage, Wochen und Monate für einen solchen Genuß zu opfern, — sondern daß er die landschaftlichen Schönheiten der Welt zu sich kommen läßt.

Von den namhaftesten Malern hat er dieselben an Ort und Stelle aufnehmen und auf die Leinwand zaubern lassen,

so daß es ihm nur einen kurzen Befehl kostet, wenn er in seinem Schlosse H . . . weilt, um in geringer Entfernung bald die herrlichsten Alpenlandschaften, bald die pittoresken Gestade Norwegens, bald die Küsten Siziliens oder die zauberische Pracht des Golfs von Neapel bei Mondscheinbeleuchtung an seinem Künstlerauge vorüberziehen zu sehen. Die berühmten, wandelnden Panoramen bereiten dem Könige, so oft er will, einen reinen, durch keine faden Bemerkungen, Entzückungsäußerungen oder Führererklärungen gestörten Natur- und Kunstgenuß.

Die bemerkenswerthesten Punkte hat der Herrscher ferner in naturgetreuen Kopieen in der Nähe des einen oder anderen seiner Schlösser mit Aufwand außerordentlicher Mittel herstellen lassen. So bereitete er sich einst, gelegentlich eines Aufenthalts in seinem hoch über den Eis- und Schneefeldern der Alpen gelegenen, von üppigen Gartenanlagen mit blühenden Blumenbeeten und Springbrunnen umgebenen, in maurischem Style gehaltenen, Schlosse am Schachen das Schauspiel eines Ausbruches des Vesuv, zu welchem eine dem Schlößchen gegenüber liegende Bergkuppe hergerichtet worden war.

Die berühmte blaue Grotte bei Neapel fand ferner ihr Ebenbild in der zauberhaften Schöpfung des königlichen Bauherrn in dem Garten seines Schlößchens an den Steilhöhen über dem Ammergau.

Endlich ist das im, ersten Kapitel dieses Buches geschilderte, Schloß auf der bewaldeten Insel im Ch. see eine Nachahmung der prächtigen Residenz der französischen Könige, des Schlosses von Versailles.

Alle diese Schöpfungen des einsamen Königs sind aber keine sklavischen Nachahmungen der vorhandenen Originale sondern durch echten deutschen Künstlergeist idealisirte. Was die Phantasie Herrliches zur Ausstattung und Belebung der-

selben erdenken konnte, ist bei ihrer Herstellung in denkbar größter Vollendung verwirklicht worden, oder soll eine solche Verwirklichung erlangen. So hat in der blauen Grotte des Königs die Tannhäuser- und Loreley-Sage, so haben in anderen Schlössern andere deutsche Sagen die vollkommenste Gestalt gewonnen, so arbeiten die bedeutendsten Künstler aller Herren Länder an der inneren Ausstattung der königlichen Bauten, um ein jedes, auch das unscheinbarste Stück der Einrichtung als Meisterwerk zu liefern. Das ist der außerordentlich nationale Gedanke, welcher den jugendlichen Monarchen bei allen seinen genialen Schöpfungen beseelt, daß er alles Schöne, worauf andere Jahrhunderte und Völker als ihr Eigenstes stolz sind, wennmöglich noch schöner und vollendeter in Deutschland vorhanden wissen will. So wie er es einst war, der zur Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches den ersten Schritt gethan, wie er durch seine mannhaft deutsche Gesinnung dazu beigetragen hat, daß das deutsche Reich das erste Reich der Welt geworden ist, so will er ihm auch in künstlerischer Hinsicht den ersten Platz anweisen. Er will, wenn er einst sein müdes Haupt zur Ruhe gebettet hat, daß die deutsche Nation und mit ihr alle Nationen zu den bis jetzt geheimnißvollen Stätten seines stillen Wirkens wallfahren und mit Staunen sehen, was ein deutscher Fürst geschaffen, wie er sich die Kunst der ganzen Welt dienstbar machte. Dieser großartig nationalen Idee opfert er alles, das ungeheuere Vermögen seines Hauses, seine eigene Bequemlichkeit, sein ganzes Leben. Diese Idee sollte gekrönt werden durch sein „Versailles“ auf der stillen Insel im See.

Großes hatte der prachtliebende, mächtigste französische Herrscher, welcher das stolze Wort: „Der Staat bin ich“, erfand, seiner Zeit geschaffen; allein die prächtigste seiner

Schöpfungen sollte durch die idealisirte und potenzirte Nachahmung seitens eines deutschen Fürsten in den Schatten gestellt werden. Dort auf der Terrasse vor dem gigantischen Schloßbau soll die gewaltige Reiterstatue des französischen Despoten zu stehen kommen und — welche feine Verspottung der französischen Eitelkeit! — den sich Nähernden gewissermaßen zurufen: „Seht, hier stehe ich, Louis Quatorce, in dem sich die französische Macht auf ihrem Höhepunkt verkörperte, und hinter mir steht der großartigste Ausdruck meiner Allmacht. Bitte, tretet näher und vergleicht die Kopie mit meinem Original in Frankreich und gestehet ein, daß das bedeutendste Erzeugniß der mir dienstbar gewesenen Kunst meiner Zeit um Bergeshöhe durch die Schöpfung eines deutschen Fürsten übertroffen wird, welcher von sich nicht sagt: „Der Staat bin ich!" sondern welcher denkt und durch seine Thaten beweist, daß sein Leben der Entwickelung der deutschen Kunst und der Beförderung deutscher Größe und Herrlichkeit gewidmet ist.

Es läßt sich nicht vorhersagen, ob dieser erhabene Gedanke des einsamen Königs noch bei seinen Lebzeiten die Verwirklichung schauen wird. Jahre und Millionen sind erforderlich, um sein letztes, riesiges Unternehmen zum Abschluß zu bringen. Aber sollte das Schicksal dem königlichen Bauherrn die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches versagen, sollte der unerbittliche Tod oder das Versiegen der Geldquellen seinem nationalen Schaffen Halt gebieten, so wäre es eine Ehrenpflicht der deutschen Nation, das großartige Werk in seinem Sinne der Vollendung entgegen zu führen, wie es hinsichtlich des Domes zu Köln geschehen ist.

Das Eine läßt sich allerdings schon jetzt mit Bezug auf alle Schöpfungen des genialen Monarchen behaupten, daß die reichen Schätze der Kunst und namentlich des Kunstgewerbes, welche in den königlichen Schlössern angehäuft

sind, noch für die fernsten Jahrhunderte eine unversiegliche Fundgrube reinster, künstlerischer Ideen bilden werden, und daß, da alle diese großen und kleinen Meisterwerke den Stempel des königlichen Künstlergeistes tragen, weil sie nach seinen Ideen, Entwürfen und Anordnungen geschaffen wurden, in den Werken des „Einsamen Königs" die deutsche Kunst und das deutsche Kunstgewerbe seinen Höhepunkt erreicht hat. — —

Von seiner Sommerresidenz Schloß B. aus beaufsichtigt der König mit großer Gewissenhaftigkeit den Fortgang seiner Arbeiten, indem er sich auf häufigen Ausflügen nach den verschiedenen Bauplätzen durch den Augenschein überzeugt, ob seinen Befehlen pünktlich Folge geleistet wird.

Die Reisedispositionen trifft er hierbei meist kurz vor Antritt der Reise, welche gewöhnlich zur Nachtzeit erfolgt, so daß der Bauherr plötzlich und unerwartet in den Morgenstunden an Ort und Stelle ist. Die Hofhaltung bleibt bei solchen Gelegenheiten in B. zurück; die Erledigung der Regierungsangelegenheiten erleidet indessen keine Unterbrechung, da dem Könige die wichtigsten Sachen täglich durch Kuriere nachgesandt werden, welche auch die erledigten dem Kabinet in B. überbringen.

So fließt unter Arbeit, Mühen und vielem Verdruß, welchen ihm die Langsamkeit im Fortschreiten der Arbeiten, die Unehrlichkeit und Uebervortheilung der Lieferanten, die oft unbefriedigende Ausführung seiner künstlerischen Ideen durch die Künstler, wodurch Veränderungen, Umarbeitungen und neue Kosten nöthig werden, und tausend andere Umstände bereiten, das Leben des „Einsamen Königs" ohne eigentliche Freude, ohne reinen Genuß dahin wie ein Faustleben, das sich im Dienste der Menschheit verzehrt, ohne rechte Befriedigung zu finden.

Daß ein Fürst von so ausgesprochen nationaler Gesinnung

in Deutschland alle diejenigen zu Feinden haben muß, welche den nationalen Gedanken für das Gedeihen ihrer Sonderinteressen preisgeben, liegt in der Natur der Sache.

Infolgedessen wird der König, obgleich sein Ausspruch: „Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben", und der Umstand, daß er sich häufig in seiner Schloßkapelle allein seine Seele zu Gott erheben läßt, von seiner tiefen Religiosität Zeugniß ablegt, gerade von denjenigen am meisten verfolgt und verdächtigt, welche die Gottseligkeit in Pacht zu nehmen scheinen, von den sogenannten „Frommen" im Lande. Sowie ein Erzbischof an der Spitze der Verschwörung stand, welche nach dem deutschen Kriege den König zu stürzen suchte, so ist die klerikale Partei stets auf dem Plane, wo eine Kränkung des genialen Monarchen beabsichtigt wird.

Zu derselben Zeit, als die große antikönigliche Zeitung gegründet werden sollte, sammelte diese Partei Subskribenten auf eine Adresse an den König, in welcher derselbe in ganz unehrerbietiger Weise aufgefordert wurde, den Bischofssitz von W.., welchen längere Zeit ein Verweser einnahm, mit einem Bischof zu besetzen, und als der König unter Wahrung seiner Rechte diese Adresse entschieden zurückwies, verstieg sich die ultramontane Presse zu der hämischen Behauptung, das Recht der Besetzung der geistlichen Stellen sei dem Könige von dem Papste verliehen worden und könne ihm von diesem auch wieder entzogen werden.

In ähnlich hämischer Weise beschäftigte sich die ultramontane Presse seit jeher mit den Privatangelegenheiten des Königs. Statt eines Wortes der Anerkennung dafür, daß der hochsinnige Regent die Millionen seines Privatvermögens der deutschen Kunst und unzähligen, oft bedeutenden Unterstützungen seiner Unterthanen und auch sonstigen, nicht zu seinen Landeskindern zählenden Hülfsbedürftigen opfert, hat sie nur höhnische und boshafte Bemerkungen zur Hand,

wenn einmal finanzielle Verlegenheiten eintreten, welche durch des Königs Weisheit noch immer beseitigt wurden, sobald sie zu seiner Kenntniß gelangten. Und wenn dieselben längere Zeit bestanden, so trug stets diese Partei die Schuld daran, indem sie durch ihre Helfershelfer in der Umgebung des Königs diesem die Wahrheit vorenthielt, um ihn entweder in der öffentlichen Meinung zu diskreditiren, oder in der Hoffnung, den Monarchen ihren Bestrebungen geneigt zu machen, indem sie sich als den alleinigen Retter aus dergleichen Verdrießlichkeiten hinstellte.

Das scharfe Auge des Königs hat diese Füchse aber immer noch durchschaut und ein Wechsel im Kabinet ist gewöhnlich die Antwort auf derartige unpatriotische Manipulationen, worauf dann wieder so lange Ruhe eintritt, bis es der Partei gelungen ist, neuerdings die Umgebung des Königs für ihre Pläne zu gewinnen, um das illoyale Intriguenspiel von vorn beginnen zu können.

Zehntes Kapitel.

Gesprengte Fesseln.

Nach dem plötzlichen Zusammensturze seines aus trügerischen Vermuthungen und verliebten Hoffnungen aufgeführten Gebäudes verlebte Bruno mehrere Tage in banger Erwartung der Antwort, welche ihm auf sein Schreiben an die Prinzessin Beatrice ertheilt werden würde.

Antworten mußte sie ja; denn wenn der Brief auch nicht an ihre Adresse gerichtet war, so lag doch die Annahme nahe, daß Fräulein Elsa von F. ihr denselben als für sie bestimmt unterbreitet haben würde.

Diese Vermuthung fand durch einen Brief des Geheimsekretärs ihre Bestätigung, in welchem der freundliche Herr den jungen Dichter ersuchte, bei ihm gelegentlich auf ein Viertelstündchen vorzusprechen, da er ihm etwas auszuhändigen habe.

Bruno folgte dem Rufe mit pochendem Herzen sofort; denn da er sich keinerlei Illusion mehr hingab, wollte er sein Urtheil so schnell wie möglich erfahren.

Der Geheimsekretär empfing ihn freundlicher, als Bruno erwartete, lud ihn zu einem Glase Wein ein und bot ihm eine Cigarre an. Es schien ihm sehr schwer zu werden, den jungen Dichter einer Täuschung zu entreißen, in welcher derselbe sich seiner Meinung nach noch immer befand, und

er suchte die bittere Pille, welche er reichen mußte, möglichst zu versüßen. Nach einigen oberflächlichen Erkundigungen betreffs seines Befindens, seiner Pläne und Studien fragte er Bruno scheinbar gleichgültig, ob er die Prinzessin Beatrice persönlich kenne.

„Ja,“ versetzte Bruno gedrückt. „Vor vier Tagen sah ich sie im Hoftheater und machte die traurige Erfahrung, daß ihre ungewöhnliche Aehnlichkeit mit einer Jugendfreundin in meiner Seele den Glauben erweckt hatte, sie sei Fräulein Elsa von F. und mit meiner Freundin identisch.“

„Nun, dann sind Sie ja bereits enttäuscht,“ entgegnete der Geheimsekretär aufathmend, „und ich kann offen als wohlmeinender Freund zu Ihnen sprechen. Fräulein von F., die, nebenbei gesagt, einige vierzig Jahre zählt, hat den Sachverhalt ganz so, wie Sie ihn schildern, aufgefaßt und der Prinzessin Ihren Brief und Ihre Gedichte, als offenbar für sie bestimmt, übergeben, und Ihre königliche Hoheit hat mich beauftragt, Ihnen die Lieder, welche Höchstdieselbe nicht gelesen hat, wieder zuzustellen. Ich verhehle mir gar nicht, und Ihre Lieder haben es mir bestätigt, daß Ihre Neigung eine tiefe und ideale ist; allein sie ist zu tief, um durch die Enttäuschung für immer zu schwinden, und deshalb ist sie ein krankhafter Zustand, dem Sie sich mannhaft entreißen müssen. Ich kann Ihnen also nur rathen, und es ist mein aufrichtiger, freundschaftlicher Rath, sich zu zerstreuen und, wenn möglich, der Atmosphäre zu entfliehen, in welcher Sie hier leben.“

„Sie haben recht,“ versetzte Bruno düster. „Sie haben sehr recht. Ich danke Ihnen. Aber nicht einmal gelesen hat die Prinzessin meine Lieder?“

„Ich soll es Ihnen so sagen,“ erwiderte der Herr freundlich. „Also seien Sie nicht böse! Leben Sie wohl und mögen Sie den Frieden bald wiederfinden! Es wäre

um Ihr Talent schade, wenn Sie an einer Leidenschaft zu Grunde gehen sollten."

Mit einem warmen Händedruck verabschiedete der Geheimsekretär den jungen Dichter, welcher in sehr trüber Stimmung in seine Wohnung heimkehrte. Hier blätterte er gedankenlos in den Gedichten und bemerkte dabei, daß in den Goldschnitt des Büchleins, wie es schien mit dem Fingernagel, ein Kreuz gegraben war.

„Ein Gruß von Dir," flüsterte er wehmüthig und doch glücklich lächelnd. „Ich verstehe Dich, Du hohe, reine Seele, Du erinnerst mich, daß meine Liebe zur Sünde wird, wenn ich sie nicht kreuzige, und daß ich bei ihm Frieden suchen soll, der sich für uns kreuzigen ließ. Ich will Deiner Mahnung folgen." — — —

Du bist versagt. Es ist mir nicht verborgen.
Ein andrer höret Deiner Liebe Flüstern.
Doch das kann meine Seele nicht verdüstern,
Noch schwärzen meiner Liebe gold'nen Morgen.

Er ruh' an Deinem Busen still geborgen!
Ich bin kein Roß, dem wild sich bläh'n die Nüstern,
Kommt ihm ein andres vor. Ich bin nicht lüstern
Nach Deinen Küssen, Deinen süßen Sorgen.

Doch wie ich Dich, Du Göttliche, verehre,
Und wie Dein Bild, hell leuchtend alle Stunden,
In meiner Brust erfüllt die öde Leere,

Und wie ich glücklich bin in meinen Wunden;
Dies auszusprechen, keiner mir verwehre,
Sei er für ewig auch mit Dir verbunden!

Um sich zu zerstreuen und seine Gedanken von der geliebten Frau abzulenken, wollte Bruno zu anhaltender Arbeit gezwungen sein. Er versuchte deshalb, in Gemein-

schaft mit einem unternehmenden Verleger, eine monatliche Rundschau herauszugeben, welche mit Ernst, Scherz und Satyre alle wichtigen Vorgänge im politischen und sozialen Leben, sowie die nennenswerthen Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur kritisch beleuchten sollte.

Das Unternehmen fand jedoch eine so geringe Unterstützung von seiten der hauptstädtischen Bevölkerung, daß es nach der Probenummer bereits einschlief.

Ebenso wenig Glück hatte Brunos Versuch, das mangelhafte Interesse der Residenzbewohner für die Vorstellungen in den königlichen Theatern durch ein Kunstblatt zu heben, welches in letzteren als Zwischenakts = Zeitung verkauft werden sollte.

Der General=Intendant zeigte für die Idee ein lebhaftes Interesse und versprach dem jungen Dichter in der liebenswürdigsten Weise seine Unterstützung. Der Verkauf einer Zeitung in den königlichen Theatern sei zwar eine Neuerung, meinte er; allein der König würde ihn gewiß gestatten, falls er nach den Landesgesetzen statthaft wäre, und hierüber müsse er erst das Urtheil des Polizeipräsidenten hören.

Die Erwähnung des Polizeipräsidenten stimmte Brunos Hoffnungen wesentlich herab, und in der That theilte der General=Intendant ihm nach einigen Tagen, unter dem Ausdruck seines lebhaften Bedauerns, mit, daß der Ausführung des Zeitungs=Unternehmens unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege ständen. Zugleich reichte er Bruno die seiner Zeit niedergeschriebenen Gedanken über die Hebung dramatischer Poesie und Darstellung mit dem Bemerken zurück, daß die königlichen Kassen durch anderweitige Bauten derart in Anspruch genommen wären, daß an den Bau eines großen Nationaltheaters vorläufig nicht gedacht werden könne. Die Idee der Mustervorstellungen werde er aber thunlichst verwirklichen.

Durch diese Eröffnungen wurde Brunos letzte Hoffnung zerstört. Er fühlte, daß sein ferneres Verweilen in der süddeutschen Hauptstadt völlig zwecklos sei, daß er sich nach einem anderen Wirkungskreise umschauen müsse, und er beschloß, den Wink des Schicksals, dem er einen guten Theil der Schuld an seinen Mißerfolgen aufzubürden geneigt war, nicht unbeachtet zu lassen.

In seiner Absicht, die Residenz zu verlassen und sich durch muthige Flucht aus seiner peinvollen Lage zu befreien, wurde Bruno ferner durch eine ruhige Betrachtung seiner Gemüthsstimmung bestärkt.

Seine Leidenschaft für die Prinzessin vermochte weder der Gedanke an das Thörichte derselben, noch die Erwägung, daß sie mehr und mehr zur Sünde wurde, wenn er sich ihr weiter überließ, zu ersticken; sie loderte vielmehr nach den letzten bitteren Erfahrungen mächtiger als je empor, um so mehr, als sie bei Brunos Unthätigkeit reichliche Nahrung fand. Stunden lang, Nächte lang schwelgte der Unglückliche mit einer gewissen Wollust in den schmerzlichsüßen Gefühlen, welche sein Herz durchwühlten, um dann schließlich jedesmal bei dem resignirten Geständniß anzulangen: „Es nützt alles nichts. So lange ich in ihrer Nähe bin, übt die Erinnerung an den Zauber ihres holdseligen Wesens ihren dämonischen Einfluß auf mich aus. Ich muß fliehen, je weiter, um so besser; sonst gehe ich geistig und körperlich zu Grunde."

In der Natur war es Frühling geworden. Die Birken standen bereits in frischem Laubschmuck, Flieder und Goldregen ließen ihre Knospen springen, und eine linde, würzige Luft strömte zu den geöffneten Fenstern herein, vor welchen ein Staar von der Linde herab unaufhörlich seinen süßen Lockruf erschallen ließ.

Bruno lag träumend auf dem Sopha. Er hatte wieder

einmal, wie so oft in diesen Tagen, mit seinem Gott gehadert, den er für seine Liebe verantwortlich machte und von dem er verlangte, daß er den entfachten Brand auch wieder löschen solle. Warum dies nicht geschah, darüber philosophirte der Liebeskranke in einigen Versen, die er soeben auf das Papier geworfen:

Beichtiger und Beichtkind.

Beichtkind:
Alle meine Sündenschuld
Hab' ich reuig Gott geklagt.
Warum wird Vergebung mir
Noch von Euch versagt?

Beichtiger:
Alle Sünden, liebes Kind,
Hättest Du gestanden?
Jede Sünde, die Dich hält
In demant'nen Banden?

Beichtkind:
Alle Sünden? Nein, o nein!
Eine wohnt in tiefster Brust.
Ach! sie ist so schmerzlich süß:
Sünd'ger Liebe Lust.

Beichtiger:
Wenn Du diese Sünde liebst,
Lebst ein schuldig Leben,
Nicht das kleine Opfer giebst,
Soll Dir Gott vergeben?

Beichtkind:
Ach! das sünd'ge Himmelsbild
Wird mich nie verlassen.
Mit dem Arme fest und wild
Muß ich's stets umfassen.

Mag denn Gottes Racheſtrahl,
Seines Zornes Flammen
Mich zerſchmettern, und zur Qual
Mögt Ihr mich verdammen!

Nichts erreicht' ich, wenn ich ſchrie
Voller Angſt und Bangen;
Sünden tilgt der Schöpfer nie,
Die er ſelbſt begangen.

„Was iſt denn die Liebe?" philoſophirte Bruno weiter. „Habe ich die meinige verſchuldet? Zum Theil wohl, indem ich der Verſuchung nicht widerſtand und mich zu willig von der Leidenſchaft in Feſſeln ſchlagen ließ. Eine Verſuchung! — — Jede erwachende Liebe iſt wohl eine Verſuchung von oben, zu der wir Stellung nehmen ſollen; und die Schmerzen der Liebe ſind göttliche Schmerzen,

„Und Götterſchmerzen tilgt kein Gott auf Erden,
„Wär' auch die Laſt der Leiden furchtbar ſchwer,
„Wir müſſen ſelber mit ihr fertig werden.

Sehr wohl geſagt „ſelber mit ihr fertig werden", aber wie? wie?"

„Zieh! Zieh!" antwortete der gefiederte Sänger auf dem Lindenzweige.

„Du haſt gut rathen," murmelte Bruno. „Dir ſteht die ganze Welt offen. Für uns iſt die Zeit des fahrenden Sängerthums vorüber. Wohin ſoll ich mich wenden, wo mir eine neue Exiſtenz ſchaffen? Gehe ich nach Norden oder nach Süden, nach Berlin oder Wien?"

„Zieh! Zieh!" tönte es zu dem Fenſter herein.

„Du hältſt es für die Hauptſache, aus dieſer ungeſunden Atmoſphäre fortzukommen? Du denkſt, die Erde iſt überall des Herrn. Du magſt ſo unrecht nicht haben. Leichter Sinn und friſcher Muth kommt durch die ganze Welt. Aber

mein Sinn ist schwer und mein Muth ist gebrochen. Ja, wäre mir ein fröhliches Herz verlieh'n — — —"

„Zieh! Zieh! Zieh!" war die lockende Antwort.

„Auch darin gebe ich dir recht," sprach Bruno, indem er sich erhob und an das Fenster trat. „Wandern kräftigt die Seele und hebt die gesunkenen Lebensgeister. Wohlan! ich will deinen Rath befolgen, will ziehen, will fliehen; aber ehe ich von hier scheide, möchte ich wissen, ob sie mir verzieh."

„Sie verzieh! Sie verzieh!" jubelte es von der Linde herab.

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," versetzte Bruno lächelnd. „Ich habe sie durch meine Kühnheit vielleicht zu tief verletzt, um Vergebung erhoffen zu können."

„Sieh zu! Sieh zu!" rief der schwarze Bursche fröhlich, entfaltete seine Schwingen und flog davon.

„Sieh zu!" flüsterte Bruno langsam. „Ja, sei es darum! Ich will noch ein Mal wagen, ihr unter die Augen zu treten. Aus diesen Himmelssternen will ich ablesen, ob sie mir zürnt oder verzieh. Und diese Sterne lügen nicht. Morgen reist sie mit ihrem Gatten nach Wien. Ich werde mich auf dem Bahnhofe einfinden."

Seinen Vorsatz führte der junge Dichter am folgenden Tage aus.

Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte und der prinzliche Wagen an Bruno vorüber rollte, blickte die Prinzessin aus dem Coupéfenster hinaus. Ein ernster und doch freundlicher Blick, ein Blick sanften Vorwurfs, aber auch innigen Mitleids und völliger Vergebung senkte sich in Brunos Augen. Dann flog ein huldvolles Lächeln über ihre lieblichen Züge, mit einer leichten Neigung des reizenden Hauptes erwiderte die Prinzessin des Dichters Gruß . . . und dahin führte das Dampfroß Brunos Göttin dem Aufgang der Sonne entgegen auf Nimmerwiedersehen. — — —

Seit der Abreise der angebeteten Frau zog in das Herz ihres Verehrers eine wunderbare Ruhe. Er ordnete seine Angelegenheiten in der Residenz und wollte in seine nordische Heimath zurückkehren, vorerst aber eine kleine Reise in die Schweiz unternehmen.

Seine Pläne durchkreuzte indessen ein Brief, in welchem eine entfernte Verwandte der Prinzessin ihn aufforderte, die Erziehung ihrer Kinder zu übernehmen.

Bruno folgte dem Rufe mit Freuden. Allein in dem freundlichen Asyl, welches der junge Dichter fand, erwarteten ihn neue, sein Inneres tief aufwühlende Seelenkämpfe. Er sah eine geistreiche und gemüthsvolle Frau in den Ketten einer höchst unglücklichen konventionellen Ehe sich winden. Die erschütternden Klagen des armen, trotz seiner glänzenden gesellschaftlichen Stellung unendlich elenden Wesens übten auf den Dichter eine berauschende Wirkung aus. Sein Mitleid wäre fast zur Liebe geworden; aber es ergriff ihn mit Allgewalt der Gedanke, daß es edler sei, der Seelenarzt des armen Weibes zu werden; und indem er diesen Plan durchführte, gelang es ihm, nicht nur der verehrten Frau zu Glück und Frieden zu verhelfen, sondern auch selbst den Frieden und das Glück zu finden.

Elpenor.

Fragment von W. v. Goethe, vollendet von K. v. Rosenroth.

Preis 1,00 M.

Die einzige bis jetzt existirende Vollendung des bedeutendsten Goethe'schen Fragments, von der Kritik und von Goethe-Kennern für Goethe's würdig erklärt, ein empfehlenswerthes Supplement zu des großen Dichters Werken.

Mephisto.

Der Teufel in München.

Ernst, Scherz und Satire aus Isar-Athen, **K. von Rosenroth.**

Preis 1,00 Mk.

Ein interessante, unterhaltende Schrift über spezielle Münchener und allgemeine deutsche Verhältnisse und Zustände der Gegenwart.

Die Mißhandlungen in der Armee.

Ein Gespräch, veröffentlicht von einem Unteroffizier.

(Verfasser von „Wir deutsche Soldaten“.)

2. Auflage. — Preis 0,30 Mk.

Ein Gespräch zwischen einem Unteroffizier und dem bekannten Volkstribun Eugen, in welchem die Frage der „Mißhandlungen in der Armee“ völlig unparteiisch behandelt und die eigentliche Ursache derselben festgestellt wird.

Vorstehende Werke sind durch jede Buchhandlung, von der Verlagshandlung gegen Einsendung des Betrages oder Nachnahme zu beziehen.

Der einsame König ein Lebens- und Charakterbild ; nach authentischen Quellen

Berlin 1886